

3.1 Anrede

Das erste typische Sprachmittel in den untersuchten Texten ist die Anrede. Sie informiert uns gleich auch über die sozialen Verhaltensweisen der Sprecher. Die Kontrahenten aus niederen Schichten, im Textkorpus oft in einer gespannten kommunikativen Situation auftretend, duzen sich und sprechen sich entweder mit Rufnamen (1), Familiennamen (2) oder bloß mit Anredepronomen (3) an:

- (1) „*Mein Jacob, es darff dich nit rewen...*“ (Nr. 34, fol. 74r, 188)
- (2) „*Kollman, Du schalm [...]*“ (Nr. 56, fol. 147v, 196)
- (3) „*Du must hengen.*“ (Nr. 49, fol. 112v, 196)

Angesehene Olmützer Personen werden mit dem Possessivpronomen *mein* angesprochen, hinzugefügt wird entweder *her* oder *fraw*; sie ihrzen sich (1). Man findet auch Vornamen (2). Eine freundliche Anrede bildet das Adjektiv *lieb*, das mit den Substantiven *nachbar* oder *freund* kombiniert wird (3). Dieses Adjektiv erscheint auch in der Anrede angesehener Personen (4), nur selten ist die Anrede unbestimmt, z. B. in Imperativsätzen in der 2. Person Plural, obwohl der Kreis der Angesprochenen durch den nachfolgenden Relativsatz, der auf das Personalpronomen bezogen ist, beschränkt wird (5):

- (1) „*Mein herre,⁷ worumb habtt Ihr nichtt gesagtt [...]*“ (Nr. 12, fol. 29v, 188). „*Mein fraw, was sol ich sagenn [...]*“ (Nr. 12, fol. 29v, 188)
- (2) „*Mein her Pawle⁸ [...]*“ (Nr. 9, fol. 21v, 188)
- (3) „*..., lieben Nachbern [...]*“ (Nr. 39, fol. 89r, 196), „*lieben freunde [...]*“ (Nr. 1, fol. 2r, 188)
- (4) „*Mein lieber Bartl ...*“ (Nr. 26, fol. 50r, 188), „*Lieber Bÿroldt, es lest euch vaÿdt Brechtl sehr byttenn, Ihr wollet nicht Saumigkh sein.*“ (Nr. 7, fol. 16v, 188), „*Lieber Nockbar Bernhartt, Ihr habett einen friede [...]*“ (Nr. 9, fol. 21v, 188)
- (5) „*Kompt her, die Ihr etwas zu mir habt [...]*“ (Nr. 57, fol. 254v, 196)

Familienangehörige werden auch mit dem Possessivpronomen *mein* angesprochen, meistens wird die Verwandtschaftsbeziehung angeführt (1). Die Söhne oder Stiefsöhne aus bürgerlichen Familien werden von den Vätern oder Schwiegervätern geihrtzt, wahrscheinlich aus Gründen der Ehrerbietung, hinzugefügt wird manchmal auch der Rufname (2). Die Eheleute sprechen sich mit dem Adjektiv *lieb* an; wenn ein Bürger seine Frau anspricht, duzt er sie, sie ihrzt ihn aber; die Anrede wirkt in beiden Fällen ganz offiziell (3):

- (1) „*Mein schwager, Ich hab arge gedancken auff Euch gehabt.*“ (Nr. 24, fol. 46r, 188)
- (2) „*Mein Sun Bartl, Ir wüst wol [...]*“ (Nr. 26, fol. 50r, 188)
- (3) „*liebes weip, Ich habe dir sie gebenn [...]*“ (Nr. 15, fol. 34r, 188), „*Lieben hern, das hoeret Ihr wol [...]*“ (Nr. 15, fol. 34r, 188)

Zur Markierung der direkten Rede gehörten in den Gerichtsprotokollen auch Schimpfwörter, die manchmal Bestandteil der Anrede waren (1). In einem Kontext von Beschimpfungen war das das Adjektiv *lieb* ironisch gemeint (2).

- (1) „*Du schelm, du willst [...]*“ (Nr. 5, fol. 12r, 188), „*Die schelm, du poswicht, wilstu mein Vattern schlagen.*“ (Nr. 25, fol. 47r, 188)
- (2) „*Bistu auch da, du bist auch ein vnnfflatt, mit Sambtt meinem mayster pettr schuemahn.*“
Darauff Gilge gesagt: „*Lieber, was schilstu, haldt Disse werter czu ffrÿdenn.*“ (Nr. 20, fol. 40v, 188)

Im untersuchten Olmützer Korpus wurde kein Beleg für einen Wechsel der Anrede gegenüber ein und derselben Person als Ausdruck des Empfindens gefunden (vgl. Grosse 1985, 1188).

⁷ Es geht um die Anrede des Stadtschreibers.

⁸ Im deutschen Text wurde wahrscheinlich der tschechische Vokativ des Vornamens *Pawel* – *Pawle* benutzt.

3.2 Expressive Ausdrücke

Gesprochene Sprache weist oft Merkmale der Expressivität und Affektivität auf. Dieses Charakteristikum spiegelt sich auch in der Wiedergabe der direkten Rede wider. Stark expressive Ausdrücke erscheinen nicht nur in Anreden, sondern auch in Aussagen (1); sogar äußerst drastische Phraseme fanden Eingang in die Akten (2):

- (1) [...] *sagt er: „Da gehett hur vnnd bub mitt einander.“* (Nr. 53, fol. 134r, 196)
„Wýderum disser Barttl, es⁹ seýtt aller schellm¹⁰ vnd bós wícht mit sambt meinem Maister so vill Euer sein.“ (Nr. 20, fol. 40v, 188)
Ehr habe Ihr dorauß gesagtt: „Ist daz der danck, daz ich so viele gutts gethan habe vnd dich ausgeloeest, do du einenn pankhardt gehabt hot?“ (Nr. 3, fol. 2v, 188)
- (2) *„Kompt her, die Ihr etwas zu mir habt vnnd leckt mich im Hindter.“* (Nr. 57, fol. 254v, 196)

In einer Urgicht fällt neben den Kraftausdrücken eine geradezu dramatische Häufung von Verben auf, die verschiedene Tötungsarten beschreiben:

Hatt er auf die Aniczka Kloczmanin gesholdten, gesakert vnnd gesagt: „Ich hab mit der Sackramentz hur 50 fl. verzerth, Ich wil die hur Erstechen, hauen, arm entzwaichlagen. Alß dann wiederumb gesagt, Ich wil Sie kiefen 4 tailen dan Sie ist main Sacramentische hur.“ (Nr. 21, fol. 35v, 196)

Die direkte Rede in den Berichten im Protokollstil kann auch Interjektionen umfassen, die wir aber im untersuchten Korpus nur vereinzelt finden: [...] *die ffraw Marllene nachmalß czu iehm gesagt: „Eý, was derfft ihr klagen, ihr Seýtt ein herr“* (Nr. 18, fol. 39r, 188).

3.3 Redundanzen

Die Wiedergabe in direkter Rede umfasst in den Olmützer Texten Redundanzen, die eines der Merkmale gesprochener Sprache darstellen. Die sprechsprachliche Redundanz kommt vor allem in Wortwiederholungen zum Ausdruck:

- „Diep, dieb.“* (Nr. 10, fol. 28r, 188)
Herr wolffgangkh gesagtt: „Wie, wie, wie.“ (Nr. 13, fol. 32v, 188)
„Jo jo.“ (Nr. 26, fol. 50r, 188)

3.4 Sprechnahe Syntax

Typische Merkmale der wiedergegebenen gesprochenen Syntax sind im Allgemeinen kurze, einfach gestaltete Sätze – die häufigste Satzlänge beträgt 3–8 Wörter, wobei Sätze mit 3–4 Wörtern dominieren, weiter kurze Einzelhauptsätze, Ausklammerungen und Nachträge, Kurzsätze in Form satzäquivalenter Dialogpartikeln und elliptische Antwortversionen (vgl. Nolting 2003, 41). Typisch ist auch die Redundanz; vor allem die Dialogpartikeln *ja*, *nein* oder *gut* werden oft wiederholt; in direkter Rede werden auch pleonastische Negationsformen und doppelte Verneinungen benutzt (Nolting 2003:44). Ein Merkmal der gesprochenen Sprache sind Kontraktionen in Form von Zusammenziehungen zweier nebeneinanderstehender Ausdrücke (vgl. Nolting 2003:41). Im Olmützer Korpus treten häufig Formen mit einem enklitischen Pronomen auf, das entweder das Subjekt (1) oder das Objekt (2) repräsentiert:

- (1) *„Bistu auch da [...]“* (Nr. 20, fol. 40v, 188), *„Lieber, was schilstu [...]“* (Nr. 20, fol. 40v, 188), *„Wiltu mit vnns trincken [...]“* (Nr. 22, fol. 44r, 188), *„[...] wilstu mein Vattern schlagen?“* (Nr. 25, fol. 47r, 188)

⁹ Nur vereinzelt erscheint *es* als Form des Duals ‚ihr beide‘. In weiteren Untersuchungen ist zu überprüfen, ob die Verwendung des Duals stilistisch oder gesellschaftlich geprägt wurde oder ob es nur eine dialektale Angelegenheit im Gebiet war, das an der Schnittstelle der ostoberdeutschen und der ostmitteldeutschen Schreiblandschaft lag.

¹⁰ Im Sinne von ‚geschundenes Stück Vieh‘ verwandt (vgl. Der digitale Grimm).

- (2) „*Ich darffs redenn [...]*.“ (Nr. 8, fol. 20r, 188), „*Ich wils wol Iczundt lossen gescheen [...]*.“ (Nr. 6, fol. 13v, 188), „*[...] hab Ich euchs doch vorhin gsagt [...]*.“ (Nr. 36, fol. 75r, 188).

Kurze Sätze kommen in den Olmützer Berichten häufig in direkter Rede vor:

Dorauff er Ihr geantwortt: „Mein fraw, was sol ich sagen. Ich waiß nichts zu sagen. [...].“ (Nr. 12, fol. 30r, 188)

Der gast sagte: „Daz ist erlogen.“ (Nr. 13, fol. 32r, 188)

Der her wilhelm gesagt: „Es ist ein landschiczer.“ (Nr. 15, fol. 34r, 188)

Was die Struktur der Sätze betrifft, sind das – wie die Beispiele zeigen – kurze Einzelhauptsätze (1) und Ausklammerung (2):

(1) *Darauff geantwortt, sagende: „Gib ich dir nicht genuege? Ich gib ir ya ein Jar 6 Rh.“* (Nr. 32, fol. 66v, 188)

(2) *Der Gast: „Es ist erlogen, daz der aldte alaun besser sey dan der Neue.“* (Nr. 14, fol. 32v, 188)

Im Korpus sind aber auch viele Wiedergaben in direkter Rede zu finden, die länger und komplizierter sind: [...] *hatt Hanns macz gesagt: „Was soll Ich drauß machen, hab Ich euchs doch vorhin gsagt, das Ich Im das zulernen geschenckt hab vnnd sol Im vergebenn vnnd verziehen sein“* (Nr. 37, fol. 75r, 188).

3.5 Partikeln

In der gesprochenen Sprache wurden auch – ähnlich wie heute – Partikeln verwendet, die mehrere Aufgaben erfüllen konnten. Der Sprecher drückte damit schon damals eine Erwartung, Annahme oder innere Einstellung aus, er konnte auf vorausgegangene Äußerungen Bezug nehmen (Duden IV, § 671), etwa mit den Modalpartikeln *ja*, *wol* und *doch*, die sich an Aussagen binden. Die Abtönungspartikel *ja* signalisiert den geäußerten Sachverhalt als dem Sprecher und Hörer im Gespräch bekannt oder gar als allgemeingültig (vgl. Helbig 1988:165), was auch in direkter Rede in den untersuchten Texten zu finden ist:

„Mein her Pawle, ich wolde es Jha gerne thuen, wan ich nur ein wenigkh gesundtt wehre.“ (Nr. 9, fol. 21v, 188)

„Gib ich dir nicht genuege, Ich gib ir ya ein Jar 6 Rh.“ (Nr. 32, fol. 66v, 188)

„[...] er hatt Ja drei Jar bei mir außgestanden.“ (Nr. 37, fol. 75r, 188)

Die Abtönungspartikel *wol*, die in den untersuchten Texten vorkommt, signalisiert, dass der Sprecher die Richtigkeit der Aussage über das Zutreffen eines Sachverhalts nicht behauptet, sondern als wahrscheinlich vermutet, und charakterisiert die Aussage durch den Bezug auf einen Redehintergrund als Hypothese (Helbig 1988:238): „[...] *ich darff dir wol die 20 Rh. schencken“* (Nr. 33, fol. 74r, 188).

Diese Abtönungspartikel kann auch in Aufforderungshandlungen stehen (vgl. Helbig 1988:239): „*Sie woldte mir wol helffen“* (Nr. 46, fol. 102v, 196). Die Abtönungspartikel *doch* drückt eine Verstärkung durch Erinnerung an Bekanntes, aber in Vergessenheit Geratenes aus, das auf diese Weise vom Sprecher in das Bewusstsein des Hörers zurückgerufen werden soll (Helbig 1988:110):

„Herre, Ir wollet euch mit den weinen nicht ruehmen, das sie eur sein, habt Ihr mir Doch die weingarthenn gebenn.“ (Nr. 15, fol. 34r, 188)

„...daz ich im auch hab zuegesagt, ich wollte auch kummen, doch daz er meiner auch nicht vergesen.“ (Nr. 35, fol. 80r, 196)

Die Abtönungspartikel *doch* bezieht sich in Aussagesätzen reaktiv auf einen vorangegangenen Sprechakt und stellt zwischen ihm und der durch *doch* kommentierten Aussage einen leichten Widerspruch her (Helbig 1988:112): „*Was soll Ich drauß machen, hab Ich euchs doch vorhin gsagt, das Ich Im das zulernen geschenckt hab vnnd sol Im vergebenn vnnd verziehen sein“* (Nr. 37, fol. 75r, 188).

Dem Ausdruck der Verstärkung und der Dringlichkeit eines (in der Zukunft erfüllbaren oder unerfüllbaren) Wunsches seitens des Sprechers (Helbig 1988:191) dient die Abtönungspartikel *nur*: „... *wan ich nur ein wenighk gesundt wehre...*“ (Nr. 9, fol. 21v, 188).

Diese Partikeln drücken in Aufforderungssätzen eine gewisse subjektive Interessenlosigkeit aus, die dem Geschehen vom Sprecher entgegengebracht wird und durch die Trost und Beruhigung auf den Partner übertragen werden soll (Helbig 1988:190):

„Liebes weip, die weingaerthe sein dein, alleine loß mich nur des weynes darauß sadt trinkenn vor meinem ende.“ (Nr. 16, fol. 34v, 188)

„Lieber herre, trinket nur, was Ihr muegt, es ist euch vngewehrett.“ (Nr. 16, fol. 34v, 188)

Die Abtönungspartikel *nur* signalisiert in Aufforderungssätzen die Dringlichkeit einer Aufforderung, die den Charakter einer Warnung annimmt (Helbig 1988:189): *„Du host auch kinder, zeuch sie nur wol, schau du vnd vernehe es deinem weybe etc.“* (Nr. 3, fol. 2v, 188).

Als Antwort auf eine Entscheidungsfrage wurde in den untersuchten Texten die Dialogpartikel bzw. Antwortpartikel *ja* gebraucht. Im untersuchten Korpus findet man sie oft in solchen Antworten:

„Jha, liebes weip, ych gebe dirs [...]“ (Nr. 16, fol. 34v, 188)

„Ja, ich bin ein herr, daz ich schier czu eynem pettler werde.“ (Nr. 18, fol. 39r, 188)

„Ja, wann eines alleweg kinde darczu khommenn.“ (Nr. 24, fol. 46v, 188)

Die Analyse zeigt, dass in den untersuchten Olmützer Texten vor allem solche Abtönungspartikeln vorkommen, die die Einstellung des Sprechers zum Gesagten oder zum Adressaten ausdrücken (vgl. Nolting 2003:45).

3.6 Zur Wiedergabe tschechischer Sprechsprache in den Olmützer Berichten im Protokollstil

Für die böhmischen Länder bedeutete der Zeitraum am Ende des 12. und besonders das 13. Jh. einen großen Bruch vor allem in dem Sinne, dass die Spracheinheit der Bevölkerung durch die sich verstärkende Ankunft deutscher Kolonisten gestört wurde, die auf Einladung des Herrschers und der Adeligen neue Sitze – Städte und Dörfer – gründeten. Neue Dorfbewohner und vor allem Städter brachten nicht nur neue Rechtsformen mit, besonders das Stadtrecht, später als *Ius Teutonicum* bezeichnet, sondern auch ihre deutsche Sprache, die neben dem Tschechischen existierte. Während der Kolonisierung entstand in Böhmen und Mähren ein tschechisch-deutsches Sprachgebiet, in dem fast ein Drittel der Bevölkerung die deutsche Sprache als Muttersprache benutzte. Die Stadt Olmütz, die im 13. Jh. von deutschen Kolonisten auf einer slawischen Grundlage gegründet wurde, war eine bilinguale Stadt. Im Alltagsleben benutzten die Städter sowohl die deutsche als auch die tschechische Sprache, und diese Tatsache spiegelt sich auch in der Wiedergabe der gesprochenen Sprache in direkter Rede wider.

Do hott Ime der her Lucas furgehaltenn, daz der her Sigmundt heldtt, von den vorigenn L ffl. kain wissen hott. Dorauff her Jane raczkowsky gesagtt: „Ale bude wiedieti, zdaz nenie czo gineho pamatowati.“ (Nr. 2, fol. 3r, 188)

[„Er wird aber wissen, ob er sich nicht etwas anderes merken soll.“]

Dorauff diese Zeuge zu denselben zwehen geschwornen schmiden von der Neustadt gesagtt: „Sie solden die Stebe widernehmen.“ Dorauff Sie geandttwortt: „Což nam po nich, poniewadz zly gsau.“ (Nr. 1, fol. 2r, 188)

[„Sie gehen uns nichts an, wenn sie schlecht sind.“]

Beide kurzen Textproben suggerieren, dass die Olmützer in der Alltagskommunikation Gespräche in zwei Sprachen führten. Man kann voraussetzen, dass beide Sprachen von allen Städtern verstanden wurden, mit der aktiven Verwendung war das aber nicht so eindeutig, deshalb benutzte jeder in der Kommunikation diejenige Sprache, die er aktiv beherrschte.

- SONDEREGGER, Stefan (1969): Frühe Erscheinungsformen dichterischer Sprache im Althochdeutschen. In: SONDEREGGER, Stefan / HAAS, Alois M. / BURGER, Harald (Hrsg.): *Typologia Litterarum. Festschrift für Max Wehrli*. Zürich, S. 53–81.
- SONDEREGGER, Stefan (1971): Reflexe gesprochener Sprache in der althochdeutschen Literatur. In: *Frühmittelalterliche Studien* 5, S. 176–192.
- SONDEREGGER, Stefan (1980): Gesprochene Sprache im Nibelungenlied. In: MASSER, Achim (Hrsg.): *Hohenemser Studien zum Nibelungenlied unter Mitarbeit von Irmtraud Albrecht*. Dornbirn, S. 360–380.
- SONDEREGGER, Stefan (1985): Reflexe gesprochener Sprache im Althochdeutschen. In: BESCH, Werner / BETTEN, Anne / REICHMANN, Oskar / SONDEREGGER, Stefan (Hrsg.): *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. 2. Teilbd. Berlin; New York, S. 1060–1068.
- SONDEREGGER, Stefan (1990): Syntaktische Strukturen gesprochener Sprache im älteren Deutschen. In: BETTEN, Anne (Hrsg.): *Neuere Forschungen zur historischen Syntax. Referate der Internationalen Fachkonferenz Eichstätt 1989*. Tübingen, S. 310–323.
- SONDEREGGER, Stefan (1998): Reflexe gesprochener Sprache im Althochdeutschen. In: BESCH, Werner / BETTEN, Anne / REICHMANN, Oskar / SONDEREGGER, Stefan (Hrsg.): *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. 2. Teilbd. 2., vollständig neu bearbeitete und erweiterte Aufl. Berlin; New York, S. 1231–1288.
- SPÁČILOVÁ, Libuše (2009): Der Olmützer „*liber causarum criminalium*“ als Quelle zur Untersuchung der frühneuhochdeutschen Rechtssprache. In: ERNST, Peter (Hrsg.): *Kanzleistil: Entwicklung, Form, Funktion*. Wien, S. 179–196.
- STEGER, Hugo / DIETRICH, Helga / SCHANK, Gerd / SCHÜTZ, Eva (1974): Redekonstellation, Redekonstellationstyp, Textexemplar, Textsorte im Rahmen eines Sprachverhaltensmodells. Begründung einer Forschungshypothese. In: *Gesprochene Sprache. Jahrbuch 1972 des Instituts für Deutsche Sprache*. Düsseldorf, S. 39–97. (= JIdS 1972).
- STEGER, Hugo (1967): Gesprochene Sprache. Zu ihrer Typik und Terminologie. In: *Satz und Wort im heutigen Deutsch*, S. 259–291.
- STEGER, Hugo (1998): Sprachgeschichte als Geschichte der Textsorten, Kommunikationsbereiche und Semantiktypen. In: BESCH, Werner / BETTEN, Anne / REICHMANN, Oskar / SONDEREGGER, Stefan (Hrsg.): *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. 1. Teilbd. 2., vollständig neu bearbeitete und erweiterte Aufl. Berlin; New York, S. 284–300.
- STROEBE, Klara (1912): Altgermanische Grußformen. In: *PBB* 37, S. 173–212.
- TOPALOVIĆ, Elvira (2003): *Sprachwahl – Textsorte – Dialogstruktur. Zu Verhörprotokollen aus Hexenprozessen des 17. Jahrhunderts*. Trier.
- WEITHASE, Irmgard (1961): *Zur Geschichte der gesprochenen deutschen Sprache*. 1. und 2. Bd. Tübingen.
- WILKE, Anja (2006): *Redewiedergabe in frühneuzeitlichen Hexenprozessakten. Ein Beitrag zur Modusverwendung im Deutschen*. Berlin; New York.

„Na ja, Ideen muß man haben.“ Emotionsausdrückende Partikeln im Deutschen und ihre Entsprechungen im Französischen am Beispiel der Partikel *ja*

Monika WOLF

In Memoriam Jean-Paul Confais

Abstract

„Naja, Ideen muß man haben.“ Particles expressing emotion and their equivalents in French: the example of *ja*. Particles have no specific lexical function per se and must be associated with another word or phrase to impart meaning. Thus, they develop manifold forms of polyfunctionality. They can express emotion, and when used interactively in everyday situations, they are dependent upon the particular features of the context. While the German language uses particles extensively, French more commonly uses alternative devices to express a speaker's attitude toward his or her utterance, as will be shown by the example of *ja* in the speeches of the narrator and the characters of the novel 'The Call of the Toad' by Günter Grass.

Key words: emotions, German particles and their French equivalents

1. Einleitung

Die folgenden Ausführungen sind im Rahmen eines Dissertationsprojekts entstanden, dessen Ziel es ist, lexikalische, grammatikalische und textuelle Mittel zu erfassen, durch die sich die Emotionalität in der deutschen und in der französischen Sprache manifestiert. Dabei sollten Unterschiede verzeichnet werden, die sich aus den unterschiedlichen kulturellen Traditionen und aus den unterschiedlichen sprachlichen Strukturen ergeben. Die Untersuchung ist korpusbasiert, wobei das Korpus für den vorliegenden Beitrag aus der Erzählung ‚Unkenrufe‘ von Günter Grass und deren Übersetzung ins Französische besteht.

An dieser Stelle möchte ich Jean-Paul Confais danken, der die Übersetzungen durchgesehen und gegebenenfalls Verbesserungsvorschläge gemacht hat; seine Hinweise und Anregungen sind an vielen Stellen in den nachfolgenden Text eingeflossen. Am 16. Mai 2018 ist Jean-Paul Confais verstorben. Seinem Andenken sei dieser Artikel gewidmet.

Zwei der zentralen Themen in Grass' Erzählung sind Liebe und Trauer, aber auch andere Emotionen kommen in diesem Text zum Ausdruck. Da ein großer Teil aus Dialogen besteht, finden sich auch viele Partikeln, die bei der Versprachlichung von Emotionen eine wichtige Funktion übernehmen.

Gegenstand dieses Beitrags sind die deutsche Partikel *ja* und deren Entsprechungen im Französischen. Die sog. kleinen Wörter spielen in jeder Sprache immer eine besondere Rolle, wie zum Beispiel die reichhaltige Forschungsliteratur über die deutschen oder französischen Partikeln zeigt. Sie führen

gewissermaßen ein spezielles Eigenleben, d. h., sie entwickeln vielfältige Formen der Homonymie bzw. der Polyfunktionalität. Besonders in der mündlichen Alltagssprache, die bekanntlich situationsgebunden ist (dies im Gegensatz zum weitgehend situationsabstrakten schriftlichen Sprachgebrauch), drücken die Partikeln Emotionelles aus.¹

In Grammatiken wurden sie lange ignoriert, und auch im Übersetzungsunterricht nicht berücksichtigt, obwohl sie vor allem in der mündlichen Sprache häufig vorkommen und ihr Vorhandensein den Ausdruck der Intention einer Äußerung stark beeinflussen kann. Vaňková (2010:10) berichtet, dass sie in ihrer Recherche in verschiedenen Grammatiken lediglich bei Helbig/Buscha einen Eintrag zum Thema „Emotion“ gefunden hat. In deren Kapitel über Modalwörter sind Emotionsindikatoren erwähnt, „welche die gefühlsmäßige Einstellung des Sprechers zum Sachverhalt“ ausdrücken (2001:435; siehe auch 1996:507 ff.). Außerdem verweist Erben (1980:178 f.) auf „emotional-expressive Partikeln“ und bestimmte Satzkonstruktionen mit „emphasierender Funktion“ (ebd.:270–272). Emotionen werden in ‚Duden – Grundwissen Grammatik‘ von Habermann/Diewald/Thurmair im Zusammenhang von Interjektionen (2015:48) und Adverbialen (2015:83 f.) erwähnt, wobei erstere zur Wortklasse der Partikeln gezählt werden. In der Duden-Grammatik² (2016) werden Interjektionen gar als „Ausdruckspartikeln“ oder „Empfindungswörter“ bezeichnet, die „dem Ausdruck spontaner, reaktiver Emotionen oder Bewertungen“ dienen (Nübling in Duden 2016:600, 607–611; Fiehler in Duden 2016:1233 und 1240 f.). Ferner weisen die Autoren in einem Kapitel über Textualität darauf hin, dass es sich bei *ja* als Abtönungspartikel um ein Wort „mit emotionalen Inhalten“ handelt (Fritz in Duden 2016:1176). Auch körperliche Kommunikation sowie die Stimme und Prosodie werden in dieser Grammatik behandelt und in diesem Zusammenhang der Ausdruck von Emotionen erwähnt (Fiehler in Duden 2016:1208–1212). In der kürzlich erschienenen ‚Grammatik im Fach Deutsch als Fremd- und Zweitsprache‘ heben Fandrych/Thurmair ebenfalls die emotionsausdrückende Funktion von Gliederungspartikeln und Interjektionen hervor (2018:178).

Im Bereich der Partikelforschung hat Helbig wichtige Arbeit mit dem ‚Lexikon deutscher Partikeln‘ (1988) geleistet, und ein Meilenstein in der deutsch-französischen kontrastiven Forschung ist das von Métrich/Faucher 2009 veröffentlichte monumentale ‚Wörterbuch deutscher Partikeln. Unter Berücksichtigung ihrer französischen Äquivalente‘. Dieses Opus Magnum gründet auf den Prinzipien der Kontextualität und der Korpusbasiertheit. Die Partikeln werden nicht nur nach der Art, wie sie den Inhalt einer Aussage modifizieren, sondern auch entsprechend ihrer textuellen Funktionen klassifiziert. Es handelt sich um ein zweisprachiges Übersetzungskorpus, und somit gibt es für jedes deutsche Beispiel eine französische Entsprechung und umgekehrt. Elf Mal wird im über tausend Seiten umfassenden Werk auf die emotionsausdrückende Funktion der Partikeln hingewiesen, davon allein dreimal in den Erläuterungen der Partikel *ja*. Mein Anliegen ist nun, diese emotionale Funktionalität genauer zu beschreiben.

Natürlich verfügt das Französische wie jede andere Sprache über sprachliche Mittel, diese ebenso gut auszudrücken wie im Deutschen, aber diese sind generell grundsätzlich ganz anderer Natur (vgl. Dalmas 1989:237), weswegen es beim Übersetzen auch literarischer Texte häufig zu Fehlern kommt.

Mein korpuslinguistischer Ansatz ist der der ‚Small Corpora Theory‘, der Theorie der kleinen Korpora, weil die emotionslinguistischen Methoden nur anhand von kleinen Korpora dem Prinzip der Exhaustivität¹ genügen können. Ich werde also literarische Texte und ihre entsprechenden Übersetzungen analysieren und dabei nicht das gesamte sprachliche Inventar der Emotionalität untersuchen – das würde den Rahmen meines Projekts sprengen – sondern nur das, was in den Texten zu finden ist. Dennoch hoffe ich, ein wenig Neuland zu erschließen und dabei zumindest die (emotiven) Funktionen der Partikel *ja* in ihren unterschiedlichen Kontexten zu erfassen.

In diesen Texten werde ich die Erzähler- und Figurensprache untersuchen. Vor allem die handelnden Figuren stehen in einer interaktiven Relation zueinander, bei der die Emotionen eine wichtige Rolle spielen. Doch auch der Erzähler – gerade in den ‚Unkenrufen‘ – kann zum geschilderten bzw. zum zu schildernden Geschehen Stellung nehmen. Von Bedeutung ist auch das Verhältnis von Erzählzeit zur erzählten Zeit und die Analyse narrativer Strukturen.

¹ Zu den Prinzipien der Exhaustivität, Frequenzorientiertheit und Kontextbezogenheit vgl. Mukherjee (2009:24 f.).

In der Erzählung ‚Unkenrufe‘ herrscht keine natürliche, sondern fingierte Kommunikationssituation, also kein spontanes, frei formuliertes Sprechen. Der Autor ist aber um besondere Nähe zur gesprochenen Sprache bemüht: Er simuliert Xenolekte (Aleksandra Piątkowska) und Dialekte (Erna Brakup), viele Dialoge und Monologe in Form von Ansprache, Figuren- und Sprecherrede.

Im Zentrum der Handlung stehen der Professor für Kunstgeschichte Alexander Reschke aus Deutschland und die polnische Restauratorin Aleksandra Piątkowska, beide verwitwet, die sich in Danzig begegnen und verlieben und gemeinsam die „Deutsch-polnische Friedhofsgesellschaft“ gründen, um es ehemaligen Vertriebenen zu ermöglichen, in ihrer Heimat bestattet zu werden. Zu der Personenkonstellation gesellt sich u. a. der indische Rikscha-Unternehmer Mr. Chatterjee, der Fuhrdienste für die Trauergäste anbietet. Erzählt wird aus der Perspektive eines ehemaligen Schulkameraden Reschkes, dem der Professor seine Materialien, Briefe, Fotos und Tagebuchkladden schickt, und der eher widerwillig von den Geschehnissen berichtet und diese kritisch kommentiert.

In Bezug auf Partikeln ist die Terminologie sehr uneinheitlich. Ich bleibe bei den traditionellen Bezeichnungen: Modalpartikel, Responsivpartikel und Gliederungspartikel, wie sie zum Beispiel in der Duden-Grammatik verwendet werden. In diesem Sinn werden Gliederungspartikeln zu den Gesprächspartikeln gezählt:

„Gesprächspartikeln dienen der Organisation und Aufrechterhaltung des Gesprächs, d. h., sie steuern die Interaktion zwischen Sprecher und Hörer, markieren Beginn und Ende der Redebeiträge, füllen Pausen oder binden den Hörer ein. Gesprächspartikeln sind nicht in den Satz eingebettet; sie stehen meist am Anfang oder am Ende eines Satzes bzw. einer Äußerung oder allein.“ (2016:606)

2. *Ja* in der Funktion als Responsivpartikel

In den gängigen Wörterbüchern wird die Funktion von *ja* als Responsivpartikel stets als erste genannt (vgl. URL 1, ULR 2, Wahrig 2011:s. v. „ja“), und in den Unkenrufen kommt diese am häufigsten vor. Mroczynski (2014:182) erwähnt, dass das unbetonte *ja* „eine der häufigsten Modalpartikeln in unserer Sprache“ ist (vgl. auch Hentschel 2010:99). Allerdings drückt sie nicht nur in dieser Funktion Emotionalität aus, wie es die ersten Beispiele belegen:²

- [1] *Dann ging der Witwer, nachdem ihn die Witwe verabschiedet – „Nun werden wir überschlafen alles“ – zum ersten Mal namentlich angesprochen hatte: „Nicht wahr, Alexander?“ „Ja, Alexandra“, sagte er in der Tür, „das werden wir, alles gut überschlafen.“* (35)

Hier reagiert der Sprecher auf die Antwortfrage der Sprecherin und bestätigt ihre Aussage; der Partikel folgt die Wiederholung der Proposition der Gesprächspartnerin, wodurch ein feierlicher Ton entsteht. Wie im Deutschen kann eine bejahende oder verneinende Antwort im Französischen mit einer Responsivpartikel formuliert werden, was nicht bei allen Sprachen der Fall ist.³ Daher ist es logisch, *ja* einfach mit *oui* zu übersetzen:

- [1a] *Puis le veuf partit après que la veuve l'eut nettement congédié : « Bon, va falloir une nuit dormir là-dessus » - en l'appelant pour la première fois par son prénom : « Pas vrai, Alexander ? » « Oui ! Alexandra, dit-il sur le seuil, on va bien dormir sur tout ça. »* (45)

² Métrich/Faucher (2009:501) weisen darauf hin, dass *ja* bisweilen auch mit verlängertem Vokal gesprochen wird, „um Emotionen mitschwingen zu lassen“

³ Im Walisischen beispielsweise wird das finite Verb des Interrogativsatzes in der Antwort in der entsprechenden Konjugation wiederholt. Lediglich nach Fragen, in denen kein Verb in erster Position steht, werden die Responsivpartikeln *ie/nage* verwendet.

⁴ Der Übersetzer hat hier offensichtlich nicht die übertragene Bedeutung erfasst. Die korrekte Übersetzung lautet *Laissons la nuit porter conseil*.

Im Original folgt auf die Partikel ein Komma, während in der französischen Version die emotionale Erregung durch ein Ausrufezeichen hervorgehoben wird.

Auch im folgenden Beispiel begnügt sich der Sprecher nicht nur mit der bestätigenden Responsivpartikel, sondern wiederholt die fragende Äußerung auch affirmativ:

- [2] *So begrüßt man sich neuerdings: ‚Ist das nicht Wahnsinn?‘ ‚Ja, das ist Wahnsinn!‘ (76)*

In dieser Passage äußert sich Herr Reschke zur allgemeinen Begeisterung, die in Deutschland kurz nach der Wende herrscht und reflektiert über die Verwendung des Wortes *Wahnsinn*, das in der Zeit in aller Munde ist:

- [3] *Bei allem, was geschieht, hat Wahnsinn im Spiel zu sein. Passiert Unerklärliches, erklärt dieser Ausruf alles sogleich. Jedem offenen Topf ist Wahnsinn der passende Deckel. Uns selbst uns, Liebste, mag Wahnsinn, freilich jener holde, der die Liebe beflügelt, vorm Blumenstand zusammengeführt, auf den Friedhof geleitet, zum Pilzgericht mit Gerüchten verlockt, abermals versammelt und im schmalen Bett ineinandergefügt haben. Doch zu diesem Wahn und zum Sinn dieses Wahns, zu unserem Wahn-Sinn sage ich **ja, ja**, immer wieder **ja**... (76)*

Reschke zeigt, wie sehr er sich von dem Enthusiasmus anstecken lässt, indem er sich wiederholt zum *Wahnsinn* bekennt, da diese Bezeichnung wohl auch seine Gefühle angesichts des Jahrhundertereignisses der deutschen Geschichte am besten trifft. Die Wiederholung der Partikel hat emotionale Funktion: Sie drückt die leidenschaftliche Begeisterung des Sprechers aus, wie auch Frau Piątkowska ihre große Entzückung auf den Heiratsantrag auf schlichte und dennoch eindrucksvolle Weise preisgibt:

- [4] *Und ich weiß ihre Antwort noch: ‚Jajaja!‘ (219)*

Die Partikel *ja* hat hier auch konnotative Bedeutung. Im Deutschen wie im Französischen kann sie als Teil der Redewendung (*einander ja sagen/se dire oui* im Sinne von „sich das Jawort geben, heiraten“ fungieren:

- [5] *Über die Eheschließung schreibt Reschke nur, sie sei „Schlag elf Uhr!“ im Roten Saal vollzogen worden, angesichts eines wandbreiten Bildes, „Der Zinsgroschen“ genannt, in dessen Mitte Jesus mit biblischem Gefolge auf dem Langen Markt steht und das Rathaus, in dem das Paar gerade **ja zueinander sagt**, hinter sich weiß; für einen Kunsthistoriker, der eine Vergolderin heiratet, der gemäße Rahmen. (238 f.)*

Allerdings hat sich der Übersetzer offensichtlich durch das Reziprokpronomen *zueinander* verwirren lassen, das im Deutschen fakultativ hinzugefügt werden kann, aber in diesem keine Entsprechung im Französischen hat:

- [5a] *[...] l’hôtel de ville où précisément le couple s’entre-dit oui [...]. (244)*

Der Versuch, *zueinander* ins Französische zu übertragen ist hier daher nicht nur überflüssig, sondern auch störend.

3. *Ja* in der Funktion als reaktive Gliederungspartikel

Die Partikel *ja* findet jedoch nicht nur als zustimmende Antwort auf eine Frage Verwendung, sondern wird auch als Reaktion auf vorher Gesagtes geäußert. Laut Helbig

„kennzeichnet [*ja* als Antwortpartikel] den zuvor von einem anderen Sprecher geäußerten propositionalen Satzinhalt als richtig oder zutreffend [...], signalisiert (in meist unspezifischer und vager Weise) das Verstehen des Hörers bei Repliken auf Aussagesätze (= *Ich verstehe, was du meinst; ich bin auch dieser Meinung*).“ (Helbig 1994:170–171)

Métrich/Faucher (2009:519) verweisen darauf, dass *ja* als Gliederungspartikel in Extraposition „eine der Äußerung vorausgehende emotionale Reaktion“ ausdrücken kann. Emotionen sind immer Reaktionen auf einen Sachverhalt. Die Sachverhalte werden zunächst evaluiert bzw. bewertet, worauf sich dann die entsprechenden Emotionen bilden und manifestieren.

Von *reaktiver* Gliederungspartikel spreche ich hier deshalb, weil es auch andere Gliederungselemente gibt, die nicht reaktiv sind. So bittet beispielsweise ein Sprecher mit Partikeln in Äußerungen wie *Also, bitte mal herhören!* oder *Ja, dann fangen wir mal an!* die Anwesenden um Aufmerksamkeit und eröffnet zugleich seinen Redebeitrag. In ihrer Funktion als reaktive Gliederungspartikel steht *ja* der Responsivpartikel nahe, weil sie einerseits ebenfalls dazu dient, Zustimmung zu bekunden und andererseits im Vorvorfeld steht. Ein sprachliches Element in dieser Position dient gewöhnlich der Hörerlenkung, hat also metakommunikative Funktion. Im Sinn einer Instruktionsgrammatik, so wie sie Harald Weinrich (1976:11) vorgeschlagen hat, soll der Hörer aufgefordert werden, auf die neuen Aspekte im nachfolgenden Kontext zu achten.

3.1 *Ja ohne Partner*

Dies entspricht dem folgenden Textbeispiel, in dem Herr Reschke und Frau Piątkowska sich gegenseitig ihre große Liebe beteuern:

- [6] *Er will die Mücke im walnußgroßen Stück Bernstein sein: „Bin ich doch eingeschlossen i n Dir...“
 „Und ich in mein Aleksander...“
 „Ja, Alexandra, jeder in jedem...“
 „Aber Verlangen ist groß schon...“
 „Wir dürfen nicht, Liebste, noch nicht!“ (96)*

Reschke bestätigt die Äußerung der Gesprächspartnerin, fasst diese mit dem, was er selbst zuvor gesagt hat, zusammen und weitet aus: Nicht nur eine ist in einem eingeschlossen, sondern *jeder in jedem*. Die Gliederungspartikel hat die gleiche Funktion im Französischen:

- [6a] « *Oui, Alexandra, chacun dans l'autre...* » (105 f.)

Schon nach der ersten Liebesnacht dokumentiert Reschke seine Gefühle angesichts des Erlebten in seinem Tagebuch. Es ist möglich, dass der Sprecher sich hier auf eine nicht ausgesprochene, aber von ihm vermutete Präsupposition des fiktiven Rezipienten bezieht. In dem Fall antwortet er also scheinbar auf die Frage, ob er denn mit Frau Piątkowska eine sexuelle Beziehung eingegangen sei, was seiner Äußerung den Charakter eines Geständnisses und gleichzeitig einen feierlichen Ton verleiht. Somit offenbart er dem imaginierten Rezipienten die große emotionale Bedeutung, die das Geschehene für ihn darstellt:

- [7] *Und nach der Andeutung eines kurzen Geplänkels – er wollte das Licht ausknipsen, sie nicht – steht sein Bekenntnis: „Ja, wir haben uns geliebt, konnten, durften uns lieben. Und ich – o Gott – war zur Liebe fähig!“ (66)*

Allerdings könnte es sich hier auch um eine Reaktion auf Selbstzweifel eines nicht mehr ganz jungen und sexuell eher inaktiven Herrn handeln. In diesem Fall antwortet er also eher auf sich selbst.

Auch in seinen Reflektionen über das Wort *Wahnsinn* resümiert Reschke das eigene bisher Geäußerte:

- [8] *Ja, Alexandra, mit diesem Wort ist das neue Jahrzehnt eingeläutet worden. (76)*

Er bekräftigt somit seine eigene Aussage und betont die große Bedeutung dieses Wortes, mit dem ein neues Zeitalter eingeführt wird.

Längere Monologe kommen auch in der Erzählerrede vor, wenn auch, wie hier in einem fiktiven Dialog mit Reschke, in dem der Narrator erklärt, warum er sich auf seinen Bericht über Reschkes deutsch-polnisches Friedhofsunternehmen einlässt:

[9] *Ja, Alex, ich erinnere mich. Du hast uns organisiert. Mit dir waren wir erfolgreich. Dein Sammelsystem galt als beispielhaft. Wir machten Gewinn. Und für mich faulen Hund, der immer sonstwo mit seinen Gedanken war, hast du mitgesammelt, hast mir sogar mehrmals die dritte Literflasche gestiftet und die zweite aufgefüllt. Diese ekligen, schwarzgelb gestreiften Biester. Stimmt, ich bin in deiner Schuld. Deswegen, nur deswegen schreibe ich diesen Bericht bis zum Schluß. **Ja doch!** Ich habe versucht, mich nicht einzumischen. Allzu romanhafte Ausflüge konnte ich mir verkneifen. Aber müßtet ihr unbedingt diese Hochzeitsreise machen, verdammt! (244)*

[9a] *Oui, Alex, je me souviens. [...] Eh oui ! J'ai tenté de ne pas m'immiscer. Je n'ai pu passer à l'as les excursions par trop romanesques. Mais fallait-il absolument faire ce voyage de noces, tудieu ! (250)*

Hier wirkt die Partikel im ersten Fall jedoch wie eine Antwort auf eine Frage, die der Leser nicht mitkriegt, sondern nur präsupponieren kann. Die Funktion der Bekräftigung einer vorhergehenden Aussage schwingt hier also mit.

3.2. Ja in Verbindung mit doch, na, nun und ach

Im zweiten Fall des Textbeispiels [9] bildet *ja* in Kombination mit der Partikel *doch* eine Exklamation, d. h. einen affektbeladenen Ausruf.⁵ Der Erzähler, der zunächst nur widerwillig berichtet, scheint, aus welchem Grund auch immer, nun doch von der Sache gefangen zu sein und sich selbst einen Grund für sein Einlenken einzureden. Laut Métrich/Faucher (2009:228) wird durch die Satzpartikel *doch* „die Antwort mit dem Satzäquivalent als bekannt oder selbstverständlich hingestellt und dadurch verstärkt, in einer Situation, in der der Adressat die Selbstverständlichkeit der Antwort anscheinend nicht erkannt hat“: „*Ja doch, ich komme! – Mais oui, j'arrive!*“. Durch die Gliederungspartikel greift der Erzähler wiederum seine eigene Äußerung auf und resümiert diese. Die Kombination von *ja* und *doch* kennzeichnet, wie gesagt, einerseits Bekanntes, andererseits reagiert sie auf Einwände, auch wenn der Sprecher sich diese nur vorstellt oder sie, bevor sie geäußert werden können, vorwegnimmt. Métrich/Faucher (ebd.) weisen auch darauf hin, dass die Antwort dadurch „oft als Vorwurf zu verstehen [ist], bei dem eine gewisse Gereiztheit mitschwingt, so als ließe der Sprecher den Adressanten wissen: Du hättest dir die Frage bzw. die Aufforderung sparen können“. Im Textbeispiel bezieht der Sprecher sein Eingeständnis auf etwas, was er selbst vorher nicht zugeben wollte.

Als Reschke versucht, den Zorn der Piątkowska über den zerstörerischen Umgang mit deutschen Gräbern in Danzig zu beschwichtigen, geht er ebenso bestätigend auf ihre Rede ein und versichert, dasselbe zu empfinden:

[10] *Nein, nein, er verstehe ihren kaum zu beschwichtigenden Zorn. Durchaus vertraut sei ihm der Wunsch, die Gräber der nächsten Angehörigen in gutem Zustand zu wissen. Bei seinem ersten Nachkriegsbesuch in Gdańsk – „Das war im Frühjahr '58, als ich an meiner Doktorarbeit saß“ – habe er das Grab der Großeltern väterlicherseits auf den einst Vereinigten Friedhöfen besuchen wollen. **Ja doch**, schrecklich sei es gewesen, einen wüsten, wie vom Mutwillen heimgesuchten Ort vorzufinden. (22)*

[10a] *Eh oui, ç'avait été affreux de trouver un lieu hirsute, ravagé comme par amusement. (32)*

⁵ Vgl. Le Nouveau Petit Robert 1993, s. v. „exclamation“: „cri, paroles brusques exprimant de manière spontanée une émotion, un sentiment“; Bußmann (2002), s. v. „Exklamation“: „Sprachlicher Handlungstyp (Illokutionstyp), der eine Einstellung des Erstaunens, des Überraschenseins, des Für-außergewöhnlich-Haltens gegenüber seinem propositionalen Gehalt ausdrückt“.

Die Partikel *ja* drückt hier nicht nur seine Zustimmung aus, sondern leitet auch seine eigene Formulierung der Einschätzung ein. Begleitet wird die Partikel *ja* auch hier von *doch* mit sehr ähnlicher Bedeutung. Thurmair (1991:209 f.) fasst in diesem Fall *doch* als Affirmationsadverb⁶ mit dem Merkmal <Korrektur> auf. Tatsächlich scheint hier Reschke Piątkowskas mutmaßliche Annahme, dass er nicht ihrer Meinung sei, berichtigen zu wollen und er kündigt somit gleichzeitig an, dass noch ein Einwand folgt. Es liegt also ein Kontrast vor, der allerdings nur durch die nachfolgende Äußerung deutlich wird. In der Übersetzung geht dieser verloren; stattdessen wird durch die Interjektion *eh* der emotionale Ausdruck im Vergleich zum deutschen Text verstärkt. Durch die Kombination *mais oui* wäre es möglich, einen Kontrast wiederzugeben, allerdings würde man hier eher einen Widerspruch erwarten, was jedoch nicht Reschkes Redeabsicht ist.

Die Kombination *ja + doch* taucht noch einmal im Gespräch zwischen Reschke und dem indischen Rikscha-Unternehmer Chatterjee auf, als Letzterer eine zukünftige indisch-polnische Kulturfusion prophezeit:

[11] *Mit erhobenem Bierglas stimmte Reschke gleich zu: „Das sehe ich ähnlich!“ Mehr noch, Erwartung sprach aus ihm, weil seine Ahnung, die er „Asiens lautlose Landnahme“ nannte, so bildhaft bestätigt wurde. „Ja doch!“ rief er. „Nichts ist wünschenswerter als die Symbiose Kali-Maria, als der von Ihnen beschworene Doppelaltar.“ (41)*

[11a] « **Bien sûr !** s'écria-t-il. Rien n'est plus désirable que la symbiose Marie-Kalie, que l'autel double que vous évoquiez. » (51)

Wiederum greift der Sprecher das Gesagte noch einmal auf und bekräftigt die Aussage. Das Ausrufezeichen ist ein Hinweis, dass hier die beiden Partikeln eine der Äußerung vorausgehende emotionale Reaktion ausdrücken. Reschke ist erfreut über die Tatsache, dass sein Gesprächspartner wie er der Meinung ist, dass eine regelrechte Völkerwanderung bevorstehe, durch die es zu interreligiösen Verschmelzungen kommen werde und manifestiert gleichzeitig seine Begeisterung für diese Vorstellung. In diesem Fall intensiviert die Kombination der Partikeln *ja* und *doch* Reschkes Zustimmung und hat also eine ganz andere Bedeutung als in den Textbeispielen [9] und [10]. Daher weicht die Übersetzung in diesem Fall von den beiden anderen ab, wo die Partikel mit der Interjektion *eh* kombiniert wird, mit welcher generell ein Sprecher die Aufmerksamkeit auf etwas lenken will (vgl. ‚Le Nouveau Petit Robert‘ 1993:s. v. „eh“ und „hé“). Dies impliziert zwar nicht, dass er auf einen (vermeintlichen) Einwand reagiert, aber hier ist es eindeutig, dass Emotionen im Spiel sind, weil es sich in beiden Fällen nicht um Hörersignale handelt, sondern weil sie hier „dazu dienen, Empfindungen [...] zum Ausdruck zu bringen“ (Glück, 2002:s. v. „Interjektion“). Im Fall von [11], wo der Sprecher seine absolute Beipflichtung äußert, ist die Kombination *ja doch* mit *bien sûr* übersetzt, durch die verdeutlicht wird, dass die vorausgegangene Äußerung eine Evidenz ist. Métrich/Faucher (2009:229) schlagen das synonyme Satzadverb *évidemment* vor.

In Kombination mit der vorangestellten Gliederungspartikel *na* kann *ja* ausdrücken, „dass der Sprecher die vorausgehende Äußerung mit einer gewissen Skepsis bzw. kritischen Distanz zur Kenntnis nimmt“ (Métrich/Faucher 2009:585). Als Reschke seiner Tochter von seinem Friedhofs-Projekt erzählt, gibt sie sich zunächst offenbar erstaunt:

[12] *„Da habt ihr ja 'ne echte Marktlücke entdeckt!“ rief sie. Und: „Was springt denn dabei raus für euch?“ Und dann noch: „Na ja, Ideen muß man haben.“ (153)*

[12a] *‘V’s avez trouvé un authentique créneau !’, s’écria-t-elle. Et : ‘Qu’est-ce que ça nous rapporte ?’ Et encore : ‘Ben, quoi, faut avoir des idées.’ (161)*

Ihre Skepsis in Bezug auf das Projekt manifestiert Reschkes Tochter auch durch ihre einschränkende Zustimmung; von der Sinnhaftigkeit der Idee ihres Vaters ist sie alles andere als überzeugt. In der

⁶ Es ist aber zu bedenken, dass Adverbien Satzgliedfunktion einnehmen und somit in Erstposition/im Vorfeld stehen können, was bei *ja doch* nicht der Fall ist.

Übersetzung finden sich hierfür die umgangssprachlichen Interjektionen *ben* und *quoi*, die Überraschung oder Entrüstung ausdrücken⁷.

Es kann aber auch „eine gewisse Verlegenheit od. eine leichte Verärgerung bezüglich der vorhergehenden Äußerung“ vorliegen (ebd.), wie das im folgenden Textbeispiel der Fall ist, in dem sich der Erzähler über Reschkas Einstellung zum Einkaufsnetz seiner Partnerin äußert:

- [13] *In wiederholten Anläufen sprach er dem Erbstück Bedeutung zu: Wie gerne er das gefüllte Netz an Alexandras Seite getragen habe. Wie ihn dieser aus der Mode geratene Gebrauchsgegenstand anrühre. Wie viele Wünsche, darunter sehnsüchtige, darin Platz fänden. Na ja, auch das noch: „Mir ist, als sei ich ihr jetzt schon ins Netz gegangen...“ (46)*

- [13a] *Eh bien, ça encore : « Il me semble être déjà entré dans son filet. » (56)*

Er tut hier seinen Unmut über Reschkas Liebe zum Detail und insbesondere über seinen minuziösen Schreibstil in Bezug auf seine Empfindungen kund. Die französische Version erhält durch Interjektion *eh bien!* einen vorwurfsvollen Ton (vgl. ‚Le Nouveau Petit Robert‘ 1993:s. v. „bien“), der ebenfalls auf die Gereiztheit des Sprechers schließen lässt.

Nun ja drückt eine gewisse Distanzierung vom nachfolgenden Sachverhalt aus:

- [14] *Reschke nahm den Wagen, die Piątkowska benutzte die Eisenbahn, und Chatterjee, nun ja, der flog. (173)*

- [14a] *Reschke prit la voiture, la Piątkowska recourut au chemin de fer, quant à Chatterjee, il prit l'avion. (180)*

Aus irgendeinem Grund ist der Erzähler nicht sehr angetan von der Tatsache, dass Herr Chatterjee per Flugzeug reist. In der französischen Version ist die Präpositionalwendung *quant à* das gliedernde Element. Der Einwand des Erzählers ist hier aber nicht wiedergegeben. Dies könnte durch *eh ben/bien* erfolgen.

Bei *nun ja* handelt es sich also ebenfalls um eine einschränkende Bejahung. Über ein geschenktes Auto, dass Reschke offensichtlich gern angenommen hat, äußert er sich folgendermaßen:

- [15] *Und Chatterjees umstrittenes Geschenk? Nun ja, Glück hat es uns nicht gebracht... (235)*

- [15a] *Et le contestable cadeau de Chatterjee ? Bon, il ne lui avait pas porté bonheur... (241)*

Daraus lässt sich schließen, dass sich im Nachhinein die Freude über das Präsent in Grenzen hält. Die Gliederungspartikel *nun* bewirkt, dass die folgende Äußerung als Einwand zu verstehen ist (vgl. Métrich/Faucher 2009:651). Dieser Einwand wird in der französischen Version durch die Interjektion *bon* zum Ausdruck gebracht und somit wird hier das Gegenteil der ursprünglichen Bedeutung von *bon* als Adjektiv geäußert, d. h., dass hier eine ironische Verwendung des Worts vorliegt (vgl. ‚Le Nouveau Petit Robert‘ 1993, s. v. „bon“).

Während einer Versammlung der deutsch-polnischen Friedhofsgesellschaft wird Reschke nicht zuletzt wegen des geschenkten Autos mit heftigen Vorwürfen konfrontiert. Er manifestiert hier seine Verärgerung, indem er sich demonstrativ von der Gruppe entfernt, um sich Belanglosigkeiten zu widmen, die er vom Fenster aus betrachtet. Gleichzeitig lenkt er sich ab, indem er sich auf das konzentriert, was er sieht:

- [16] *[...] Reschke [stand] auf und stellte sich vor eines der Fenster im siebzehnten Stock des Hevelius. Er blickte auf die Innenstadt hinab und ließ langsam den Blick von rechts nach links wandern, als wollte er ihre Türme im Dunst der Abenddämmerung zählen und deren Reihenfolge prüfen: [...]. Ach ja, zuunterst und wie zu Füßen der hochkant stehenden Hotelschachtel lud spielzeugklein das Fachwerkhaus am Radauneufer zu Thekengesprächen ein. (192 f.)*

⁷ Vgl. ‚Le Nouveau Petit Robert‘ 1993, s. v. „quoi“ und „comment“. Laut ‚Petit Robert‘ handelt es sich bei *ben* um ein Adverb, wovon ich aber, wie bereits erwähnt, nicht überzeugt bin!

[16a] **Ah oui ! tiens, tout en bas et comme aux pieds du parallélépipède de l'hôtel, comme un jouet, toute petite, la maison de pans de bois au bord de la Radaune pour conversations de comptoir.**
(200 f.)

Ja drückt hier ebenso wie die Ausdruckspartikel *ach* Erstaunen aus. Durch die Kombination wird diese Wirkung verstärkt. Sicherlich ist Reschke nicht ernsthaft überrascht, als er das kleine Gebäude seiner Stammkneipe erblickt, sondern er erinnert sich plötzlich an angenehmere Momente, die er dort verbracht hat. Gleichzeitig bekundet Reschke damit in Gedanken seine Verachtung gegenüber den anwesenden Vorstandsmitgliedern, da er dem zufälligen Anblick der Wirtschaft mehr Bedeutung beimisst als dem Inhalt der Sitzung. Die Überraschung kann im Französischen durch die Interjektionen *ah*, *ah oui* oder *tiens* ausgedrückt werden, wie das hier der Fall ist (vgl. ‚Le Nouveau Petit Robert‘ 1993:s. v. ‚ah‘, ‚tenir‘ und ‚té‘).

Grundsätzlich tut der Sprecher mit der Gliederungspartikel *ja* kund, dass er die Rede jetzt übernimmt. Man könnte sie weglassen, ohne dass eine Information verloren ginge, aber diese deutlich gliedernde Funktion würde dann fehlen. Wie bereits erwähnt, kommt *ja* hier in die Nähe der Responsivpartikel, weil sie immer als Reaktion auf die Rede von anderen auftaucht und nicht am absoluten Textanfang stehen kann.

4. *Ja* in der Funktion als Modalpartikel

4.1 Modalpartikel als Bestätigung einer Äußerung

Als Modalpartikel hat *ja* „keine eigene lexikalische Bedeutung und [ist] syntaktisch immer im Mittelfeld eingeordnet“ (Mroczynski 2014:178). Sie kann, muss aber nicht Zustimmung bzw. Bestätigung implizieren, wie in der folgenden Äußerung von Frau Piątkowska, in der sie sich mit Herrn Reschke einig ist, dass die deutsch-polnischen politischen Streitereien ein Ende haben sollen und dass ein Friedhof der geeignete Ort dafür sei:

[17] „*Sag' ich ja*“, rief sie, „mit Tod hört Feind auf, Feind zu sein.“ (22)

[17a] « *Oui, je dis, s'écriait-elle, par mort, ennemi cesse d'être ennemi.* » (32)

Sie bezieht sich auf die Aussage des Gesprächspartners und bestätigt diese, wobei sie besonders hervorheben will, dass sie seine Ansicht teilt. Sie bekundet durch die Partikel, dass sie bereits vor dem Gespräch dieser Meinung war, die für sie etwas Offensichtliches ist. Zusammen mit der Intonation kann *ja* Emotionen wie Erleichterung, Freude oder Verärgerung ausdrücken. Im vorliegenden Fall ist das Verb *rief* ein Hinweis darauf, dass es sich hier um eine positive Emotion handelt: Frau Piątkowska ist erfreut darüber, einen Seelenverwandten gefunden zu haben. Als Modalpartikel signalisiert *ja* „den geäußerten Sachverhalt als dem Sprecher und dem Hörer bekannt (= *wie wir beide wissen*) oder gar als evident bzw. allgemeingültig, bezieht sich auf gemeinsames Vorwissen, setzt Konsens (eine gemeinsame Kommunikationsbasis) voraus und/oder appelliert an Übereinstimmung. Der Sprecher setzt den Sachverhalt als bekannt voraus, möchte sich jedoch vergewissern, ob er gegenwärtig ist (ruft ihn gleichsam ins Gedächtnis zurück)“ (Helbig 1994:165). Métrich/Faucher (2009:507) weisen darauf hin, dass das an Bekanntes erinnernde *ja* oft mit Verben des Sagens und Wissens verwendet wird: „*Ich hatte es Ihnen ja gesagt!* – *Je vous l'avais bien dit!*“ Die französische Version dieses Textbeispiels ist ein Beleg für die große Wichtigkeit der kontrastiven Partikelforschung: Der Übersetzer, der ja noch keinen Zugriff auf die entsprechenden Ergebnisse linguistischer Untersuchungen hatte, entschied sich für eine fast wörtliche Übertragung durch *oui*, allerdings in der Funktion einer Responsivpartikel, wodurch die Äußerung ihren Sinn verliert. Er erfasste offensichtlich weder ihre elliptische Struktur noch die modale Funktion von *ja*. Er hätte für die Übersetzung ohne Weiteres auf die Partikel *bien* zurückgreifen können. Während die Hervorhebung im Deutschen durch die Intonation realisiert wird, ist im Französischen ein Spaltsatz üblich: „*C'est bien ce que je dis.*“

An anderer Stelle hat die Partikel identische Bedeutung und könnte auch auf die gleiche Weise übersetzt werden, findet aber keine Entsprechung in der französischen Version. Hier präsentiert Frau Piątkowska ihre Idee, einem ehemaligen Friedhofsgelände wieder seinen ursprünglichen Zweck zu verleihen:

- [18] *Die Piątkowska sagte, nein, befahl Halt: „Na, werden sein wieder Friedhöfe wie früher...“*
„Aber Alexandra...“
„Was ist aber? Steigen wir aus schon.“
„Ich meine, inzwischen ist diese Anlage...“
„Sag‘ ich ja. Inzwischen ist nur inzwischen...“
„Aber man kann die Geschichte doch nicht...“
„Werden wir sehen, ob kann man.“ (55)

[18a] - *J'ai dit : entre-temps, c'est entre-temps. (65)*

Die Sprecherin widerspricht der Aussage ihres Gesprächspartners, wobei sie scheinbar seine Äußerung bestätigt. Die Partikel signalisiert Konsens. So kommuniziert Frau Piątkowska, dass ihre Aussage nicht im Widerspruch zu dem Gesagten von Herrn Reschke steht und appelliert an seine Zustimmung.

4.2 Modalpartikel, die eine Evidenz ausdrückt

Als es später um die Finanzierung des Projekts geht, ist sich dieses Mal Reschke seiner Sache sicher:

- [19] *Es wäre ja gelacht, wenn es mir nicht gelänge, die notwendigen Mittel lockerzumachen. (61)*

[19a] *Il y aurait de quoi rire, si je n'arrivais pas à réunir les moyens nécessaires. (70)*

Er stellt die Beschaffung der finanziellen Mittel für ein geplantes Projekt als ein leichtes Spiel dar, dessen Scheitern geradezu lächerlich wäre. Der Erfolg ist für ihn naheliegend. In der übersetzten Version wird die Partikel durch eine feste Wendung wiedergegeben, wobei Confais vorschlägt, *tout de même* hinzuzufügen. Schoonjans (2014a) betrachtet diese Phrase als Modalpartikel. Er begründet dies mit der Tatsache, dass diese und andere von ihm untersuchte Synsematika sich syntaktisch ähnlich wie die deutschen Partikeln verhalten, dieselben kommunikativen Funktionen übernehmen und ebenfalls unveränderlich sind. Ich schließe mich seiner Klassifikation an.

In Textbeispiel 19 handelt es sich um die persönliche Einschätzung des Sprechers, der den Sachverhalt als offensichtlich erachtet. Die Partikel *ja* kann in dieser Funktion auch „den geäußerten Sachverhalt als dem Sprecher und dem Hörer bekannt (= *wie wir beide wissen*) oder gar als evident bzw. allgemeingültig“ signalisieren (Helbig 1994:165). So bedauert Chatterjee den Mangel an Rikscha-Fahrern in Danzig:

- [20] *Leider fehle es an Fahrern oder Rikschawalas, wie man in Calcutta sage, obgleich die Taxichauffeure, wie man ja sehe, nahezu arbeitslos seien. (49)*

[20a] *Malheureusement, il manquait de conducteurs ou rickshawalas, comme on dit à Cal-cutta, bien que les chauffeurs de taxi, comme on le voyait bien, fussent sans travail ou presque. (59)*

Dieser Mangel an Arbeitskräften stellt keine allgemeingültige Tatsache dar, aber es ist für ihn nicht zu übersehen, und somit appelliert er an die Zustimmung des Gesprächspartners. Damit will er seine unternehmerischen Tätigkeiten in einem Land rechtfertigen, in dem er generell auf Misstrauen und Skepsis stößt, was dazu führt, dass er nur mit Mühe Angestellte findet. Die Partikel *ja* findet hier ihre Entsprechung in der Partikel *bien*, welche die Affirmation bekräftigt. In Wörterbüchern wie etwa ‚Le Nouveau Petit Robert‘ 1993 wird *bien* ausschließlich als Adverb klassifiziert. In der Funktion, in der sie in unserem Text begegnet, ist diese Wortform allerdings eine Partikel (siehe oben). Adverbien können im Gegensatz zu Partikeln Satzgliedfunktion haben.

Eine ähnliche Funktion hat *ja* in der folgenden Passage, in der während einer heftigen Debatte des Vorstands der deutsch-polnischen Friedhofsgesellschaft Reschke mit dem Vorwurf der Veruntreuung von Geldern konfrontiert und vom Mitglied Wróbel verteidigt wird:

[21] *Er sprach leise, als müsse er um Nachsicht bitten: Von Finanzen verstehe er wenig, doch könne nichts Anrüchiges geschehen sein, weil ja kein Geld fehle, sich Geld hingegen vermehrt habe, nahezu wunderbar.* (196)

[21a] *Wróbel parlait à mi-voix comme s'il lui fallait solliciter l'indulgence : il n'entendait guère aux finances, mais rien de suspect n'avait pu se produire **puisque** il ne manquait pas d'argent, que l'argent augmentait au contraire, que c'en était prodigieux.* (204)

Der Sprecher appelliert an das gemeinsame Wissen, dass Reschke kein Geld unterschlagen hat. So versucht er, positive Emotionen bei den Rezipienten, d. h. dem Vorstand der Friedhofsgesellschaft hervorzurufen. Die Tatsache, dass es sich hier um eine allgemein bekannte Evidenz handelt, schwingt in der französischen Version durch die Konjunktion *puisque* mit.⁸ Confais schlägt dennoch vor, die Wendung *à l'évidence* oder *il est clair* hinzuzufügen, um den Ausdruck der Offensichtlichkeit hervorzuheben.

Für den Kunsthistoriker Reschke ist nichts offensichtlicher als eine Metapher aus dem Bereich der bildlichen Darstellung. So vergleicht er die Bedeutung der grenzüberschreitenden Friedhofsgesellschaft mit der Wirkung des Motivs des Totentanzes:

[22] *Du siehst, liebe Alexandra, unsere Idee birgt, wengleich dem Tod verpflichtet, ein lebensbejahendes Element, das vielen Menschen Hoffnung macht; wie ja das mittelalterliche Motiv Totentanz dem Sterben als Gleichheitsprinzip nicht nur makabre, nein, fröhliche Reverenz erweist; [...]* (73)

[22a] *Tu vois, chère Alexandra, notre idée, bien que liée à la mort, recèle un élément positif vital qui donne de l'espoir à bien des gens ; de même **en effet** que le motif médiéval de la Danse Macabre marque au mourir comme principe d'égalité une révérence non seulement funèbre mais joviale ; [...]* (83)

Der geäußerte Sachverhalt ist für ihn ein jedermann bekannter Allgemeinplatz, den er hier lediglich ins Gedächtnis ruft. In der französischen Version wird diese Evidenz mit *en effet* zum Ausdruck gebracht, mit der ebenso das Gesagte noch einmal bestätigt wird.

Diese Übersetzung findet sich auch an der Stelle wieder, als Chatterjee freudig eine positive Prognose für sein Fahrunternehmen ausruft:

[23] *Sie kennen ja meine These: Nur die Fahrradrikscha hat Zukunft!* (135)

[23a] *Vous connaissez **en effet** ma thèse : seul le cyclo-pousse a de l'avenir.* (143)

Er wiederholt eine Äußerung, die seinem Gesprächspartner schon bekannt ist und vergegenwärtigt sie hier, um sich Zustimmung zum zu erwartenden Erfolg einzuholen.

Als der Erzähler über das öffentliche Verkehrsmittel berichtet, welches das Paar Reschke/Piątkowska mit dem Vorstandsmitglied Wróbel nimmt, bemerkt er, dass Reschke über einen längeren Zeitraum nicht von seinem Auto berichtet hat:

[24] *Weil Wróbel neuerdings an Benzin sparte – über Reschkes Wagen steht ja seit Wochen kein Wort geschrieben –, nahmen sie an der Haltestelle Brama Wyżynna die Straßenbahn nach Nowy Port, um in Brzeźno auszusteigen.* (196)

⁸ Vgl. ‚Le Nouveau Petit Robert‘ 1993, s. v. ‚puisque‘: ‚introduisant une cause, en faisant reconnaître comme logique et incontestable le rapport de cause à effet‘

- [24a] *Wróbel économisait l'essence depuis peu – rien depuis des semaines concernant la voiture de Reschke –, donc ils prirent le tramway de Novy-Port à l'arrêt Brama-Wyzynna pour descendre à Brzeźno. (204)*

Er schildert diesen Sachverhalt, als ob der Leser darüber bereits informiert wäre, allerdings hat er selbst über viele Seiten hinweg in Bezug auf den Wagen geschwiegen, während er sich davor häufig darüber beifällig geäußert hat. Dieser Sachverhalt kann also nur einem besonders aufmerksamen Leser, der kleinen Details viel Beachtung schenkt, bekannt sein, und somit handelt sich nicht um gemeinsames Vorwissen, über das der Sprecher und der Rezipient verfügen. Der Erzähler scheint daher mit der Aufmerksamkeit des Lesers zu spielen bzw. ist die Kleinkariertheit und Liebe zum Detail, die er Reschke immer wieder vorwirft, eine Eigenschaft von ihm selbst, und er erwartet dasselbe vom Leser. Somit kommt an dieser Stelle seine Einstellung zum Erzählten und der Rezeption zum Ausdruck. Auch wäre *en effet* angebracht, um die Bedeutung der Partikel ins Französische zu transponieren.

Reschke hält sich nun immer länger in Piątkowskas Wohnung auf, in der sie ihrer Arbeit als Restauratorin nachgeht. Als Kunsthistoriker weiß er natürlich, dass während der Tätigkeit des Vergoldens jeder Luftzug vermieden werden muss:

- [25] *Immer wieder weist Reschke darauf hin, daß nur bei geschlossener Tür und dichten Fenstern vergoldet werden darf. Ihm, dem untätigen Zuschauer, der allenfalls liest oder mit Freund Wróbel flüstert, ist jede ausladende Geste untersagt; gelesene Seiten müssen behutsam umgeblättert werden, wie ja auch sie verzögert das Blattgold abnimmt und anstaucht. (206)*

- [25a] *Reschke ne cesse de montrer que la dorure se fait seulement porte close et fenêtres étanches. Spectateur inactif, occupé tout juste à lire en parlant bas avec l'ami Wróbel, tout geste un peu ample lui est interdit ; il faut tourner avec précaution les pages lues tandis qu'elle tarde à saisir et appliquer l'or en feuilles. (214)*

Auch hier ist die Partikel, die den Sachverhalt als allgemeines Wissen darstellt, nicht übersetzt. Laut Confais könnte dies hier durch *tandis qu'elle tarde elle-même* problemlos ins Französische übertragen werden.

Allerdings gibt es auch Fälle, in denen eine Übersetzung der Partikel den Text schwerfällig anmuten ließe, zum Beispiel in der folgenden Passage, in der sich eine Studentin über ihren Eindruck ihres Professors Reschke äußert:

- [26] *„Der gab 'ne ziemlich traurige Figur ab mit seiner ewigen Baskenmütze, war aber nicht unsympathisch, nur ziemlich altmodisch, wenn er seine tausend Einzelheiten hin und her schob, na, wie beim Puzzle. Eigentlich mochten wir ihn. Was soll ich noch sagen? Manchmal stand er wie abgemeldet rum, und ständig hat er ziemlich negativ rumgefuchelt, na, über die Zukunft, das Wetter und das Verkehrschaos, über die Wiedervereinigung und so. Hat ja mehr oder weniger recht gehabt – oder?“ (86 f.)*

- [26a] *« Il avait un air plutôt triste avec son béret basque éternel, mais il n'était pas antipathique, seulement un peu vieux jeu quand il agitait ensemble ses mille détails, ben, comme dans un puzzle. Au fond, on l'aimait bien. Que dire encore ? Parfois il était là comme aux abonnés absents et il n'arrêtait pas de gesticuler négatif, bon, à cause de l'avenir, du temps qu'il fait et du chaos automobile, ou de la réunification, etc. Il a eu plus ou moins raison, ou quoi ? » (96 f.)*

Die Sprecherin betrachtet das Gesagte als Evidenz, derer sie sich aber doch nicht so sicher ist, was sie durch das Rückversicherungssignal *oder?* zum Ausdruck bringt. Durch ein solches Frageanhängsel bzw. Bestätigungsfrage will man die vorhergehende Aussage vom Gesprächspartner bestätigt haben. Das heißt, man rekurriert auf gemeinsames Wissen, das durch die Partikel *ja* evoziert wird. Hier würde der Text durch eine Entsprechung der Partikel im Französischen aber eher schwerfällig. In diesem Fall ist dies auch nicht notwendig, denn bereits durch die Bestätigungsfrage wird der Konsens der beiden Gesprächspartner

angedeutet. Daher schlagen Métrich/Faucher (2009:507) unter anderem auch den Partikelphraseologismus *n'est-ce pas* als Übersetzung für *ja* vor, wovon *ou quoi* eine umgangssprachliche Variante ist.

Frau Piątkowska peilt auf ein bekanntes Sprichwort an, um ihrem sehnsuchtsvollen Wunsch, Neapel zu sehen, Nachdruck zu verleihen:

[27] „*Na, wenn ich schon gesehn hab' Neapel, kann ich ja sterben gleich.*“ *Danach ihr Lachen.* (149)

[27a] « *Bah, quand j'ai vu Naples, puis-je mourir aussitôt.* » *Puis elle rit.* (157)

Sie ruft hier also eine allgemein bekannte Aussage ins Gedächtnis zurück. Auch hier wäre es möglich, dies im Französischen durch die Bestätigungsfrage *n'est-ce pas* oder durch die Partikel *bien* wiederzugeben. Indem diese Mittel in der Übersetzung wiederholt nicht berücksichtigt werden, gehen sprachliche Nuancen, die vor allem die emotionale Stimmung der Erzählung darstellen, verloren.

4.3 *Ja* als Einräumung

Immer wieder äußert der Erzähler seinen Unmut über Berichte aus seiner eigenen Jugend, die er offensichtlich von Reschke erhalten hat:

[28] *Mag ja sein, daß ich ein einziges Mal nur, um anzugeben oder aus Gutmütigkeit, weil der gelangweilte Haufen das sehen wollte, eine Kröte geschluckt habe.* (37)

[28a] *Il se peut qu'une fois seulement, pour la ramener ou par gentillesse, parce que la foule désœuvrée voulait voir ça, j'aie avalé un crapaud.* (47)

Er räumt die Möglichkeit ein, dass sich die erwähnten Gegebenheiten tatsächlich zugetragen haben, ohne es direkt zuzugeben. Die Partikel *ja* hat in diesem Fall, d. h. in Kooperation mit der Modalverbkonstruktion *mag sein*, also einschränkende Bedeutung und lässt hier eine gewisse Gereiztheit mitschwingen: Er möchte nicht an seine Vergangenheit erinnert werden und hat eigentlich keine Lust, sich über dieses Thema zu äußern. Dies belegt seine folgende Aussage: „Dieser Spinner mit seiner Spinneridee will sich genauer an mich erinnern, als mir wichtig ist“. Métrich/Faucher (2009:510 f.) führen an, dass „in Einräumungen (mit darauffolgender Replik) [...] die Replik [...] durch *ja* angekündigt und durch *aber* oder eine adversative Konjunktion bzw. einen Konnektor eingeführt [wird]: [...] *Das kommt ja vor, aber doch nicht so oft, wie er meint.* – *Cela arrive, certes, mais tout de même pas aussi fréquemment qu'il le pense. Ich hätte es dir ja schon längst sagen sollen, aber ich habe mich halt nicht getraut.*

Obwohl der Erzähler nur ungern von seiner Vergangenheit spricht, äußert er sich weiter in diesem gereizten Ton:

[29] *Kann ja sein, daß ich mich Anfang '43 mit einer seiner Cousinen, Hildchen soll sie heißen haben, häufig und zwar – das weiß er genau – vorm Haupteingang der Dominiksmarkthalle getroffen habe.* (37)

[29a] *Il se peut que début 43 j'aie rencontré fréquemment, et – il en est sûr – devant l'entrée principale des halles Saint-Dominique, une de ses cousines, une prénommée Hildchen.* (47)

Dadurch, dass die Partikel in der Übersetzung dieser beiden Passagen keine Entsprechung hat, geht zum einen die einschränkende Einräumung und zum anderen der gereizte Ton verloren, wenn sich auch an der Proposition selbst nichts ändert. In beiden Fällen schlägt Confais vor, die Sprechereinstellung durch die Partikel *bien* zum Ausdruck bringen zu lassen.

Eine einschränkende Bedeutung von *ja* liegt auch in Reschkes Stellungnahme in seinem Tagebuch zur Zukunft Europas vor.

[30] *Droht nun Unheil, oder wird – was ja wünschenswert wäre – das alte Europa einer so radikalen wie heilsamen Verjüngungskur unterworfen?*“ (44)

[30a] *Y a-t-il une menace de catastrophe ou bien – ce qui serait souhaitable – la vieille Europe sera-t-elle soumise à une cure de rajeunissement aussi radicale que salutaire ?* » (54)

Er geht davon aus, dass seine Ansicht Allgemeingültigkeit hat, ist aber nicht davon überzeugt, dass sein Wunsch von einer positiven Erneuerung Europas in Erfüllung gehen wird. Um den konzessiven Gehalt dieser Äußerung zu wahren, schlägt Confais die Wendung *et il est vrai que ce serait souhaitable* vor.

Aufgrund der einräumenden Bedeutung kommt *ja* häufig in mündlichen argumentativen Texten vor; so auch in der Rede eines deutschen Versicherungsangestellten, dem Reschke im Hotel begegnet und der sich über die mangelnde Kooperation der Polen in Bezug auf Pachtverträge für Ferienhäuser beklagt:

[31] *Er könne ja verstehen, daß die Eigentumsfrage vorerst ein heikles Thema sei, aber langfristige Pachtverträge mit Vorkaufsrecht sollten, bei allem noch so verständlichen Mißtrauen, möglich sein.* (47)

[31a] *Il pouvait le comprendre : la question de la propriété est d'abord une difficulté, mais des contrats de fermage à longue échéance avec droit de préemption seraient possibles, quelle que fût la méfiance compréhensible.* (57)

Der Sprecher drückt sein Verständnis für Reschkes Einwände aus, die er durchaus für gerechtfertigt hält, argumentiert aber, inwiefern diese seiner Meinung nach kein großes Gewicht haben. Die Partikel könnte man hier mit *bien sûr* oder *évidemment, certes* übersetzen, um die Bekundung des Sprechers zum Ausdruck zu bringen, dass er Reschkes Argumente durchaus für legitim hält.

Weitere Verwendungen der Partikel *ja* mit konzessiver Bedeutung tauchen in einem Diskurs über die in Polen entstehende freie Marktwirtschaft auf, durch die zwar ein noch nie dagewesenes breites Sortiment an Konsumgütern in Umlauf kommt, das sich aber die wenigsten leisten können:

[32] *Nun gibt ja viel in Geschäfte, nur ist zu teuer, weil Geld wird knapp.* (84)

[32a] *Maintenant il y a beaucoup dans magasins, seulement est trop cher, parce que monnaie manque.* (94)

Für Frau Piątkowska ist es evident, dass das Warenangebot in den polnischen Geschäften derzeit reichhaltig ist und erinnert mit ihrer Äußerung lediglich daran. Dies könnte im Französischen mit *certes, sans doute, bien sûr* oder *c'est vrai que* wiedergegeben werden.

Später zitiert der Erzähler Frau Piątkowska mit demselben Argument, wobei die Verwendung von *ja* und deren Übersetzungsmöglichkeit mit dem Textbeispiel [20] identisch ist:

[33] *War ja alles zu haben, wenn auch teuer, zu teuer, sogar Früchte aus Neuseeland, Kiwi genannt.* (226)

[33a] *On trouvait de tout, mais cher, hors de prix, même des fruits de Nouvelle-Zélande appelés « kiwis ».* (232)

Der Erzählerrede kommt in den ‚Unkenrufen‘ besondere Bedeutung zu, da einer der beiden Erzähler als Verfasser der ‚Kladden‘, die dann der zweite Erzähler zu bearbeiten hat, mit der Figur Alexander Reschke identisch ist. So berichtet der zweite Erzähler zwar aus Reschkes Perspektive, greift aber an manchen Stellen voraus:

[34] *Solche Rückgriffe sollten schon bald den Aufsichtsrat der Deutsch-Polnischen Friedhofsgesellschaft in Schwierigkeiten bringen; doch will ich nicht vorgreifen. Noch lief ja alles wie geschmiert.* (124)

[34a] *Tout allait encore comme sur des roulettes.* (133)

Die Partikel bezieht sich hier auf den Wissensstand Reschkes zur Zeit des Verfassens des Tagebucheintrags, andererseits aber auch auf das gemeinsame Wissen mit dem Lesepublikum. Gleichzeitig kündigt sie durch ihre einräumende Bedeutung an, dass sich die Handlung an späterer Stelle schlechter entwickeln wird. Dies wird gleichzeitig aber auch durch das Adverb *noch* deutlich, das in der französischen Version mit *encore* wiedergegeben wird. Es wäre möglich, den Einschub *comme vous le savez* hinzuzufügen, wie es bei Métrich/Faucher (2009:507) unter anderem vorgeschlagen wird, aber dadurch würde man mit einer direkten Leseranrede, wie sie im Originaltext nicht erscheint, in den Erzählstil eingreifen.

4.4 Modalpartikel, die Erstaunen ausdrückt

Laut Helbig (1994:166 f.) drückt *ja* auch

„ein Staunen und eine Überraschung des Sprechers über einen als außergewöhnlich empfundenen Sachverhalt aus, den er gerade erst bemerkt bzw. erkannt hat, der vom normalen Fall und der gegenteiligen Erwartung abweicht. Die Überraschung geht auf Diskrepanz von erwartetem und eben bemerktem Sachverhalt zurück und soll auf Hörer übertragen werden.“ (vgl. auch Métrich/Faucher 2009:515)

Dies trifft in dem bereits erwähnten Textbeispiel zu, als Reschkes Tochter von seinem Friedhofs-Projekt erfährt:

[12] *„Da habt ihr ja 'ne echte Marktlücke entdeckt!' rief sie. Und: ‚Was springt denn dabei raus für euch?‘ Und dann noch: ‚Na ja, Ideen muß man haben.‘ (153)*

[12'a] *‘V’s avez trouvé un authentique créneau !’, s’écria-t-elle. Et : ‘Qu’est-ce que ça nous rapporte ?’ Et encore : ‘Ben, quoi, faut avoir des idées.’ (161)*

Sie reagiert hier mit Ironie: Sie drückt ihre Geringschätzung des Vorhabens ihres Vaters aus und verhöhnt es. Confais schlägt für die Übersetzung *On peut bien dire que* vor, um den spöttischen Ton auch im Französischen wiederzugeben.

5. *Ja* als Konnektor, der eine inhaltliche Steigerung veranschaulicht

Laut der Duden-Grammatik können Modalpartikeln auch als Konnektoren auftreten: „Textbezug erreichen sie, wenn die Partikel auf eine besondere Verknüpfungsbeziehung zwischen den Aussagen schließen lässt. Dann kann eine Abtönungspartikel auch die Verbindung durch Konjunktion oder Subjunktion ersetzen“ (2016:1087). Für Métrich/Faucher (2009:524) ist *ja* dann ein Konnektor, wenn es „zwei Sätze oder Satzteile [verknüpft], wobei der zweite den ersten inhaltlich oder argumentativ überbietet“. Es findet sich in dieser Funktion häufig im rhetorischen Stilmittel der Steigerung, so zum Beispiel, als Reschke und Piątkowska über Epitaphie alter Patriziergeschlechter fachsimpeln:

[35] *[...] – sie waren ihr alle, auch Ferber und seine drei Schweinsköpfe, bekannt, ja, familiär vertraut bis in den aberwitzigsten Schnörkel und in die letzte Helmzier hinein. (63)*

[35a] *[...] – tous, y compris Ferber et ses trois têtes de porc, lui étaient familiers jusqu’au feston le plus farfelu et au dernier ornement de cimier. (72)*

Es wird betont, dass die Restauratorin eine große Expertin auf diesem Gebiet ist, die ihre Objekte nicht nur kennt, sondern sogar eine gerade vertrauliche Beziehung zu ihnen hat. In der Übersetzung kommt diese Klimax nicht vor, denn weder das Adjektiv *bekannt* noch die Partikel haben eine Entsprechung. Confais schlägt vor, die Steigerung durch Verben zum Ausdruck zu bringen: *elle les connaissait, et même ils lui étaient familiers*. Theoretisch wäre es auch möglich, *ja* direkt mit der Partikel *voire* zu übersetzen, aber das wäre in diesem Fall problematisch, weil sie die Bedeutung von *ja sogar* hat; die Steigerung wäre allerdings überzogen.

In jedem zweiten Fall in den ‚Unkenrufen‘ ist dies allerdings möglich und findet sich auch so in der französischen Version. In einem Brief an Piątkowska kommentiert Reschke das hohe Alter, dass die potentielle Kundschaft mitunter erreicht:

[36] *Ist es nicht so, als versuche das hohe Lebensalter der ehemaligen Umsiedler uns mahnend anzudeuten, daß man mit Ungeduld auf die Gründung der Friedhofsgesellschaft wartet, ja, sie herbeisehnt?* (80)

[36a] *Ne dirait-on pas que le grand âge des ci-devant évacués tente de nous rappeler qu'on attend impatientement la fondation de la Société des cimetières, voire qu'on la désire ardemment ?* (90)

Hier entsteht der Eindruck, dass der Verfasser des Schreibens innehält, um dann einen stärkeren Ausdruck zu verwenden, der die Vorfriede der Leute beschreibt, die in Danzig bestattet werden möchten. Da es sich aber um ein Zitat aus einem schriftlichen Text handelt, ist davon auszugehen, dass das rhetorische Mittel bewusst eingesetzt wird. Auch die französische Partikel *voire* wird eingesetzt, um eine Aussage zu intensivieren.⁹

Allerdings ist die lebensverlängernde Wirkung der Sehnsucht nur von kurzer Dauer, denn wie man an späterer Stelle erfährt, lässt diese kurz nach der Rückkehr der noch lebenden Zielgruppe in die alte Heimat abrupt nach:

[37] *Die Altersgebrechen der Greise und Greisinnen behaupteten nach kurzer, verjüngend wirkender Ankunftsfreude ihr Gewohnheitsrecht, schlimmer: Gefördert durch den gewünschten, ja, heiß ersehnten Ortswechsel, steigerte sich die Hinälligkeit der Senioren.* (158)

[37a] *Les carences séniles des vieillards et vieillardes, après une brève et rajeunissante joie de l'arrivée, d'une transplantation désirée, voire rêvée, reprirent l'exercice de leur droit coutumier ; [...].* (166)

Auch hier wird durch die Steigerung die besonders starke Sehnsucht betont, wie Reschke auch kurz darauf das Außergewöhnliche an Chatterjees Charakter hervorhebt:

[38] *Dieser lebhaftige, oft anstrengend lebendige, ja, spontan lebensfrohe und tätig das Leben bejahende Mensch, dem unsere Aktivitäten, die einzig dem Tod dienstbar sind, fremd bleiben müssen, fasziniert mich immer wieder aufs neue.* (164)

[38a] *Cet homme vivace, souvent fatigant, voire affirmant la vie avec une joie spontanée, à qui nos activités au service exclusif de la mort doivent demeurer étrangères, me fascine à tout coup.* (172)

Er scheint nach einer treffenden Darstellung von Chatterjees Persönlichkeit zu suchen und dabei werden bei seiner Illustration die beschreibenden Adjektive immer belebter. Ähnlich findet der Erzähler nicht auf Anhieb die richtigen Worte, als er Reschkens Einstellung zu seinem Projekt erläutert:

[39] *Wie konnte sich der gespaltene Reschke auf eine Idee versteifen, die ihn täglich ermahnte, durchsetzungsfähig, unbeirrbar, ja bedenkenlos zu sein?* (88)

[39a] *[...] comment Reschke fendu en deux pouvait-il se braquer sur une idée qui lui rappelait quotidiennement l'intransigeance, la fermeté, voire l'absence de scrupules ?* (97)

Durch die Aneinanderreihung der Adjektive steigert er seine negative Beurteilung, wobei das der Partikel folgende Adjektiv für ihn das zutreffendste ist. Als Reschke seinerseits Piątkowskas Naturell kommentiert, steigert sich seine Beschreibung ebenso, und zwar von *Gelassenheit* zu *Heiterkeit*:

⁹ Vgl. ‚Le Nouveau Petit Robert‘ 1993, s. v. ‚voire‘.

- [40] *„Ich weiß nicht, woher Alexandra die Kraft nimmt, nach alledem gelassen zu bleiben, ja, schon wieder heiter zu sein. (153)*
- [40a] *« Je ne sais d'où Alexandra tire la force de rester calme après tout cela, et même, ma foi, de retrouver sa bonne humeur. (161)*

Indem er nicht nur einfach aussagt, dass seine Gefährtin heiter ist, drückt er das Überraschende an dieser Tatsache aus. In der französischen Version ist *ja* mit der Partikel *même* übersetzt, das ebenfalls eine Steigerung markiert, begleitet von der Exklamation *ma foi*¹⁰ durch die eine Bestätigung mit Einräumung zum Ausdruck gebracht werden kann. Letzteres ist in diesem Fall unangemessen.

Sehr überraschend bzw. außergewöhnlich ist für Reschke die Tatsache, dass die Einweihung des ersten Friedhofs für „Heimkehrer“ zeitgleich mit der politischen Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze in Deutschland stattfand:

- [41] *„Die Tatsache, daß am gleichen Tag, ja, zur Stunde der Einsegnung des Versöhnungsfriedhofes, in Bonn und Ostberlin, im Bundestag wie in der Volkskammer die völkerrechtlich wirksame Anerkennung der polnischen Westgrenze ausgesprochen wurde, ist für die weitere Umsetzung unserer Idee günstig gewesen [...]. (113)*
- [41a] *« Le fait que le même jour, oui, à l'heure où l'on bénissait le cimetière de la Réconciliation, à Bonn et à Berlin-Est, à la Diète fédérale comme à la Chambre du peuple, était déclarée la reconnaissance effective en droit des gens de la frontière occidentale polonaise a été favorable à la réalisation poursuivie de notre idée [...]. (121)*

Er betont die Wichtigkeit der Koinzidenz der Ereignisse durch die Steigerung, die mit der Partikel ausgedrückt wird. In der Übersetzung findet die Partikel *ja* ihre Entsprechung in *oui*. Laut Confais ist dies hier angemessen, da es sich gleichzeitig um eine Bestätigung und eine Präzisierung handelt.

In einem Beispiel steht *ja* als Konnektor am Satzanfang. Die Partikel wirkt wie eine Zäsur in der Steigerung: Reschke beschreibt in seinem Brief an Piątkowska seine Gefühle angesichts der rasanten politischen und sozialen Entwicklungen. Zunächst spricht er seine Bedenken in Bezug auf die allgemeine Begeisterung nach dem Mauerfall aus:

- [42] *Dennoch kann ich die gegenwärtige Hochstimmung nicht ohne Vorbehalt teilen: Ihr Umschlag in Bitternis ist wie vorgeschrieben. Wenngleich mir das Ende der Mauerzeit Genugtuung bereitet, ahne ich Schlimmes. Ja, ich schwanke, erlebe mich heiß und kalt, [...]. (74)*
- [42a] *Pourtant je ne puis partager l'optimisme présent, sinon avec réserve : son retournement en amertume est comme prévu. Et pourtant la fin tu temps du Mur m'apporte une satisfaction, bien que j'envisage le pire. Oui, j'hésite, je me sens chaud et froid, [...]. (84)*

Nach der Partikel zählt er die physiologischen Auswirkungen seiner starken Emotionen auf. Die Partikel intensiviert den Ausdruck des Gefühls und verleiht ihm eine gewisse Dramatik. Diese Intensivierung geht in der Übersetzung verloren. Aus diesem Grund schlägt Confais vor, den Konnektor zur ergänzen: *Oui, c'est vrai ...*

Mit demselben linguistischen Mittel kann ein Sprecher auch vermeiden, etwas zu direkt zu äußern, wie es das Zitat eines anonymen Historikers zeigt:

- [43] *„Die Zeit der Verdrängung, ja, das Leugnen ist vorbei. Nur neue Offenheit kann einem gesamt europäischen Kulturverständnis entsprechen...“ (200)*

¹⁰ Vgl. *Le Nouveau Petit Robert* 1993: s. v. „même“: Auch hier wird ein Wort als Adverb bezeichnet, das meines Erachtens eine Gradpartikel ist: „Marquant un renchérissement, une gradation.“ Als Synonymum zu *ma foi* wird „certes, en effet“ genannt (LNPR 1993: s. v. „foi“).

[43a] « *le temps du refoulement, voire de la négation, c'est terminé. Seule une ouverture nouvelle peut répondre à une entente culturelle paneuropéenne...* » (208)

Aus Gründen der „politischen Korrektheit“ will er sich offensichtlich diplomatisch geben und vermeidet es, direkt vom *Leugnen* zu sprechen, um entrüstete Reaktionen zu vermeiden.

Nachdem Reschke zum ersten Mal die neugebaute Wohnsiedlung für beerdigungswillige Senioren aus Deutschland gesehen hat, vermerkt er in sein Tagebuch:

[40] *Wenn man will, könnte man diese Ansiedlung [...] als geschmackvoll ansehen, ja, gelungen nennen, [...]* (227 f.)

[40a] *Si l'on veut, on pourrait trouver de bon goût cet ensemble.* (233 f.)

Er steht dem Bauprojekt kritisch gegenüber und nennt es daher nicht direkt *gelungen*. Diese Nuance ist in der Übersetzung verloren gegangen, denn die Partikel mit der Steigerung taucht hier nicht auf.

6. Resümee

Insgesamt kommt die Partikel *ja* in den ‚Unkenrufen‘ 52 Mal mit über 40 verschiedenen Bedeutungen und Funktionen vor, wobei die Unterschiede zumeist sehr subtil sind. Mangels einer direkten französischen Entsprechung zur hier untersuchten Partikel ist also auch die große Anzahl der verschiedenen Übersetzungsäquivalente nicht überraschend. Dies liegt an der Tatsache, dass Partikeln keine spezifische Bedeutung an sich haben und daher ihre Bedeutung nur in Kombination mit einem anderen Wort oder einer anderen Phrase erlangen: „Erst im Gebrauchskontext kommt ihre Bedeutung voll zum Tragen“ (Schoonjans 2014b:403). Wie schon eingangs erwähnt, entsteht so die große Vielfalt an Formen der Homonymie und Polyfunktionalität, aber ihr Spektrum an Bedeutung und Funktion lässt sich dennoch auf eine gemeinsame semantische Basis zurückführen. In diesem Fall ist die Grundbedeutung „Konsens“ (vgl. Diewald/Fischer 1998:76).

Die Partikel *ja* begegnet in den ‚Unkenrufen‘ in folgenden Funktionen:

1. Responsivpartikel
2. reaktive Gliederungspartikel
3. Modalpartikel
4. Konnektor

In all diesen Funktionen spielt die jeweilige Sprechereinstellung eine große Rolle, d. h. sie drücken immer auch Modalität aus, vor allem epistemische und emotive. Häufig kooperieren die Partikeln mit grammatischen Mitteln, Modalität oder besser: um Emotionalität auszudrücken, etwa bei der Wortfolge, bei den markierten Positionen im Vorvorfeld, Vorfeld oder im Nachfeld (Links- und Rechtsherausstellung).

In den 44 hier präsentierten Beispielen wird durch die verschiedenen Verwendungen von *ja* eine große Bandbreite von Emotionen ausgedrückt, die von Freude, Heiterkeit, Erleichterung, Erstaunen und Überraschung bis hin zu Zweifel, Verärgerung und Verachtung reicht, womit sowohl positive als auch negative Emotionen bekundet werden. Es wäre theoretisch möglich, sie in allen Beispielen wegzulassen, ohne dabei eine Bedeutungsveränderung der Äußerungen zu verursachen, aber dies würde zu einem Verlust ihres emotionalen Gehalts führen. Aus diesem Grund stellt die Tatsache, dass die Partikeln in Übersetzungen häufig nicht beachtet werden – obwohl das Französische über andere sprachliche Mittel verfügt, um dieselbe Bedeutung zu vermitteln – eine große Einbuße dar.

Partikeln werden intensiviert, indem sie wiederholt oder mit einer anderen Partikel kombiniert werden. Dadurch kann auch die Bedeutung verändert werden, ohne dass dies Auswirkungen auf die Proposition hat. Ob dies geschieht, ist jedoch im Einzelfall durch den Kontext zu überprüfen. Dies ist nur auf der Basis eines kleinen Korpus möglich.

Zudem kann, so hoffe ich, gezeigt werden, dass ein kleines Korpus solche intensive Kontextanalysen ermöglicht, wodurch sie zu besseren Funktionsbeschreibungen gelangen. Die Partikel *ja* wirkt, von der ‚reinen‘ Responsivpartikel, die *ja* eine affirmative Antwort auf eine Entscheidung – oder – seltener –

Vergewisserungsfrage ist, immer modalisierend, da sie eine Sprecherstellungnahme ausdrückt, z. B. Verweis auf gemeinsames oder allgemeines Vorwissen, kontrastierende Anknüpfung einer Äußerung, Signalisierung der Gesprächsschrittübernahme usw. Eine mögliche Art der Sprecherstellungnahme ist die Emotionalisierung, die auch zusammen mit epistemischer Modalität einhergehen kann. D. h., dass in diesem Fall die Emotionalität nur durch sehr detaillierte Kontextanalyse festgestellt werden kann.

Allerdings ist es nicht immer möglich, den genauen Typus der Emotion zu identifizieren. Dies ist auch nicht die Aufgabe der Linguistik, sondern der Psychologie. Das Anliegen der Sprachwissenschaft ist es, die Darstellung der emotionalen Erregung zu ermitteln und die entsprechenden sprachlichen Mittel zu identifizieren. In den meisten Fällen hat *ja* die Funktion einer Modalpartikel, welche die Sprechereinstellung zur Äußerung manifestiert, aber in allen hier dargestellten Beispielen spielt *ja* eine Rolle im Emotionsausdruck. Obwohl die Anzahl der Funktionen beschränkt ist, sind die Bedeutungen dieser Partikel auf emotionaler Ebene breitgefächert. Die französischen Entsprechungen zeigen, dass es keine 1:1-Äquivalente gibt, sondern dass die Kontexte in der jeweiligen Sprache zu unterschiedlichen emotionalen Stellungnahmen führen. Helbig & Métrich/Faucher haben einen zusammenfassenden Überblick geschaffen, in dem man eine detaillierte Einteilung gar nicht sehen kann. Weitere Gliederungen sind also nötig, und daher bedarf es auf diesem Gebiet noch detaillierter weiterer Forschung.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur:

GRASS, Günter (2014): *Unkenrufe*. München.

GRASS, Günter (1992): *L'appel du crapaud*. Übersetzt von Jean Amsler. Paris.

Sekundärliteratur

BUSSMANN, Hadumod (Hrsg.) (2002): *Lexikon der Sprachwissenschaft*. Stuttgart.

DALMAS, Martine (1989): Sprechakte vergleichen: ein Beitrag zur deutsch-französischen Partikelforschung. In: WEYDT, Harald (Hrsg.): *Sprechen mit Partikeln*. Berlin; New York, S. 228–239.

DIEWALD, Gabriele / FISCHER, Kerstin (1998): Zur Diskursiven und modalen Funktion der Partikeln *aber, auch, doch* und *ja* in Instruktionsdialogen. *Linguistica*, Nr. 38.1, S. 75–99. Zugänglich unter: <https://revije.ff.uni-lj.si/linguistica/article/view/4001> [21.03.2018].

DUDEN (2016): *Die Grammatik. Unentbehrlich für richtiges Deutsch*. Berlin.

GLÜCK, Helmut (Hrsg.) (2000): *Metzler-Lexikon Sprache*. Stuttgart.

FANDRYCH, Christian / THURMAIR, Maria (2018): *Grammatik im Fach Deutsch als Fremd- und Zweitsprache. Grundlagen und Vermittlung*. Berlin.

HABERMANN, Mechthild / DIEWALD, Gabriele / THURMAIR, Maria (2015): *Duden – Grundwissen Grammatik. Fit für den Bachelor*. Berlin.

HELBIG, Gerhard (1994): *Lexikon deutscher Partikeln*. Leipzig.

HELBIG, Gerhard / BUSCHA, Joachim (1996): *Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht*. Berlin.

HELBIG, Gerhard / BUSCHA, Joachim (2001): *Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht*. Berlin.

HENTSCHEL, Elke (2010): Partikelprofile literarischer Texte. In: HARDEN, Theo / HENTSCHEL, Elke (Hrsg.): *40 Jahre Partikelforschung*. Tübingen, S. 97–117.

- MÉTRICH, René / FAUCHER, Eugène (2009): *Wörterbuch deutscher Partikeln. Unter Berücksichtigung ihrer französischen Äquivalente*. Berlin.
- MROCYNSKI, Robert (2014): *Gesprächslinguistik. Eine Einführung*. Tübingen.
- MUKHERJEE, Joybrato (2009): *Anglistische Korpuslinguistik. Eine Einführung*. (= Grundlagen der Anglistik und Amerikanistik 33). Berlin.
- ROBERT, Paul / REY-DEBOVE, Josette / REY, Alain (1993): *Le Nouveau Petit Robert*. Paris. (= LNPR).
- SCHOONJANS, Steven (2014a): Oui, il y a des particules de démodulation en français. In: *Revue de l'Association française de linguistique cognitive*, Nr. 11. Zugänglich unter: <https://journals.openedition.org/cognitextes/712> [04.01.2019].
- SCHOONJANS, Steven (2014b): Zu den französischen Entsprechungen der deutschen Modalpartikeln *ja* und *doch* in literarischen Texten. In: *Neuphilologische Mitteilungen*, Nr. 115.4, S. 401–424. Zugänglich unter: https://www-jstor-org.accesdistant.sorbonne-universite.fr/stable/26205002?seq=1#page_scan_tab_contents [05.01.2019].
- THURMAIR, Maria (1989): *Modalpartikeln und ihre Kombinationen*. Tübingen. Zugänglich unter: https://epub.uni-regensburg.de/25039/1/ubr13058_ocr.pdf [19.07.2018].
- VÁŇKOVÁ, Lenka (2010): Zur Kategorie der Emotionalität. Am Beispiel der Figurenrede im Roman ‚Spieltrieb‘ von Juli Zeh. In: *Acta Facultatis Philosophicae Universitatis Ostraviensis. Studia Germanistica*, Nr. 6, Ostrava, S. 9–18. Zugänglich unter: http://periodika.osu.cz/studiagermanistica/dok/archiv/2010_Studia-Germanistica-6.pdf [11.05.2017].
- WAHRIG-BURFEIND, Renate (Hrsg.) (2011): *WAHRIG Deutsches Wörterbuch*. Gütersloh; München.
- WEINRICH, Harald (1976): *Sprache in Texten*. Stuttgart.
- URL 1: <https://www.dwds.de/wb/ja> [04.01.2019].
- URL 2: <http://www.duden.de/rechtschreibung/ja> [04.01.2019].

„das es eine vollige Deutsche klare rede wird“. Zu Luthers Spracharbeit

Norbert Richard WOLF

Abstract

“So it becomes a truly German, clear language”: On Luther’s work with language

Based on translations of the Lord’s Prayer (Mt 6, 9-13) and translations of other Bible passages dating from 1522 to 2017, Luther’s working processes were reconstructed and his influence on later editions of his Bible was traced. It becomes evident that Luther wanted not ‘merely’ to translate the Bible, but to actually write a German Bible.

Key words: Martin Luther, Bible translation, Early New High German, New High German written language

Bekanntlich feierte die Evangelische Kirche in Deutschland das Jahr 2017 als Jubiläumsjahr ‚500 Jahre Reformation‘. Dem Vernehmen, besser: der Tradition nach publizierte Martin Luther seine Thesen, die die Reformation ausgelöst haben, am 31. Oktober 1517. Da Luthers Rolle in der Entwicklung der deutschen Sprache, vor allem zu einer Standardsprache, bekannt und viel diskutiert ist, sah es auch das Mannheimer Institut für deutsche Sprache als seine Aufgabe an, sich mit Werk und Wirkung des Reformators zu befassen: Geplant wurde eine Publikation, die nicht so sehr Luthers Wirkung auf die Entwicklung der deutschen Sprache beschreiben sollte, sondern vielmehr die unterschiedlichsten Aspekte seiner Spracharbeit, seines Umgangs mit Sprache. Der Vorbereitung diente ein Kolloquium zum Thema ‚Martin Luther und die deutsche Sprache – damals und heute‘, das im Mai 2017 am Institut für deutsche Sprache in Mannheim stattfand. Die Vorträge wurden dann überarbeitet, teilweise auch erweitert und veröffentlicht (Wolf 2017).

Am 13. November 2017 stand in der ‚Süddeutschen Zeitung‘ zu lesen:

„Das große Jubiläum ist Geschichte, in Bonn trifft sich die Synode, das Kirchenparlament der EKD, zur Auswertung und zur Beratung der Frage, wie es nun weitergeht mit Luthers Erben im Zeitalter des Traditionsbruchs.“

Was den Traditionsbruch betrifft, sind Sprachwissenschaftler und Sprachwissenschaftlerinnen nicht zuständig; wohl aber fühlen sich Sprachwissenschaftler und Sprachwissenschaftlerinnen als Erben, dies allerdings nicht aus religiösen oder konfessionellen Gründen. Es hat den Anschein, dass es von Anfang an immer wieder Erben gegeben hat, die sich aus ganz weltlichen Gründen als Erben ausgegeben oder

zumindest gefühlt haben. Für mich sind die Personen Erben Luthers, die sich im öffentlichen Diskurs, ganz gleich welcher Art, auf Luther berufen oder ihn als Stütze ihrer Argumentation gebrauchen oder auch missbrauchen. Gerade das Jubiläumsjahr hat eine Fülle solcher Erbschaften hervorgebracht, von denen einige hier vorgestellt werden sollen.

Im November des Jahres 2017 erschien in der ‚Süddeutschen Zeitung‘ eine Karikatur:



Abb. 1: Oliver Schopf: Paradise Papers, Süddeutsche Zeitung 13.11.2017, © Oliver Schopf, www.oliverschopf.com¹

Diese Zeichnung stammt vom Österreicher Oliver Schopf. Sie ist in zwei Hälften geteilt; die obere Hälfte zeigt historische Situationen mit Mönchen als Geldsammlern und zahlenden Finanzmännern; die untere Hälfte zeigt eine Insel, auf der sich nur Briefkästen und Scheine mit Dollar- und Eurosymbolen befinden. In der oberen Hälfte sitzt links der Papst segnend, das Wappen auf dem Mantel weist auf den Medicipapst Leo X.; Martin Luther nagelt rechts gerade seine Thesen an. Der Witz dieser Karikatur basiert auf dem Wortspiel mit *Paradise Papers*. Klar und deutlich ist, dass der Zeichner beide Arten von *Paradise Papers*, die spätmittelalterliche und die gegenwärtige, für schlecht und unmoralisch hält.

In seiner späten Schrift ‚Wider Hans Worst‘ vom Jahre 1541 bezeichnet Luther die Aktivitäten des Dominikaners Johann Tetzel und seine Reaktionen darauf als „den erste[n], rechte[n] grundliche[n] anfang des Lutherischen [!] Lermens“ (Luther 1541:91 des unpaginierten Digitalisats). Mit dem Begriff „Lutherisches Lärmen“ benennt Luther seine mündliche und schriftliche Stellungnahme zum Ablass, insbesondere seine 95 Thesen, deren Veröffentlichung ja der unmittelbare Anlass zu seinem Lärmen war. Seine Thesen nennt er in dieser Schrift seine „Propositiones [...] wider des Detzels Artickel“ (Luther 1541:91). In der Internetenzyklopädie Wikipedia lesen wir, dass die Schrift ‚Wider Hans Worst‘ „ein Testament Luthers“ sei, in dem er seine Ansichten und sein Lebenswerk zusammenfasst“ (URL 1). In diesem Testament oder in diesem Rückblick erzählt Luther neben aller Polemik und neben seiner drastischen Sprache, die gerade diesen Text kennzeichnet, ausgesprochen anschaulich von seinen publizistischen Anfängen:

¹ Ich danke Oliver Schopf dafür, dass er uns den Abdruck seiner Karikatur gestattet und uns eine Datei als Druckvorlage überlassen hat.

Es geschach im Jar, das man .17. schreib, das ein Prediger Münch, mit namen Johannes Detzel, ein grosser Clamant, Welchen zuvor Hertzog Friderich hatte in Innspruck vom Sacke erlöset, – [...] Derselbige Detzel füret nu das Ablas umb her gnade umbs Gelt, so thewr oder wol veil er aus allen krefften vermocht Zu der zeit war ich Prediger allhie im Kloster und ein junger Doctor, newlich aus der Esse komen, hitzig und lüstig in der heiligen Schrifft. (Luther 1541:86 f.)

Sich selbst charakterisiert Luther als *hitzig und lüstig in der heiligen Schrifft*. Der Kieler Kirchenhistoriker Johannes Schilling übersetzt in seinem vergnüglichen Bändchen ‚Luther zum Vergnügen‘ (Luther 2011:78) diese Wortgruppe mit *hitzig und tatendurstig in der Heiligen Schrift*. Beim Übersetzen von Luthers Texten bedarf es jedoch der philologischen Expertise; ein Blick in das Grimm’sche Wörterbuch lohnt nicht nur in diesem Fall allemal; dort finden wir:

s.v. *hitzig*: hitze habend, hitze gebend; häufig auch in bezug auf schnellen, brennenden eifer und begierde etwas zu thun, obschon in diesem sinne der modernen sprache weniger mehr gerecht, und gewöhnlich durch eifrig oder in mehr tropischer rede durch feurig ersetzt. (DWB 4/II:1584)

s.v. *lustig/lüstig*: verlangen habend, etwas begehrend; von personen. (DWB 6:1339)

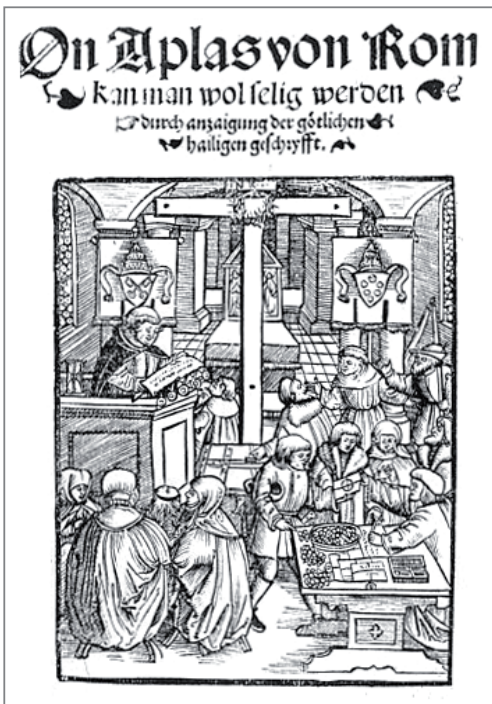


Abb. 2: Titelblatt der Flugschrift ‚On Aplas‘ (1521).

Wir können somit übersetzen: *voll Feuer und voll Verlangen nach der Heiligen Schrift*. Für Luther ist nach dieser Aussage die Beschäftigung mit der Bibel eine emotionale Aufgabe, alles Andere ist dem untergeordnet. Luther zielt in seinem Rückblick vor allem auf die Bibel.

Dies haben auch Luthers Zeitgenossen und Parteigänger so gesehen. Ein Beispiel von vielen: Vermutlich 1520 oder 1521 erschien bei Melchior Ramminger in Augsburg eine anonyme Flugschrift mit dem Titel ‚On Aplas von Rom kan man wol selig werden durch anzaigung der götlichen hailigen geschryfft‘; schon der Titel macht deutlich, dass die Bibel für die Erlangung der Seligkeit wirkungsvoller ist als der römische Ablass.

Das Titelblatt dieser Flugschrift enthält einen Holzschnitt, der die Situation des Ablasshandels geradezu enzyklopädisch darstellt: Es fehlt die Bibel, ja jeder Hinweis darauf. Links auf der Kanzel steht ein Dominikaner, der die Ablassbulle vermutlich Leos X. verliest; auf diesen Papst weist das rechte Wappen hin. Rechts unten verkauft ein Bankkaufmann Ablassbriefe an Bürger. Soweit ein paar Hinweise. Wesentlich ist: Wir sehen in der Mitte des Bildes ein Kreuz mit Dornenkrone, doch nicht das Wort Gottes, das sich in der Bibel manifestiert.

Der Zeichner der SZ-Karikatur Oliver Schopf hat die Situation, die Luther so eindringlich schildert und die das Titelblatt der Flugschrift ‚On Aplas von Rom‘ zum ersten Mal bildlich gefasst hat, für sein karikaturistisch gestütztes Wortspiel mit *Paradies* und *Paradise Papers* genutzt. Wir verstehen die Schopf’sche Strategie mit der Anspielung auf das Tetzels-Zitat von Anfang an, auch wenn wir den Luther’schen Text nicht kennen und eine solche ‚Ablass-Situation‘ nicht mehr denkbar ist. So gesehen ist Oliver Schopf ein Erbe Luthers.

Doch nicht nur auf diese Weise wirkt Luther auch heute noch in der politischen Auseinandersetzung, bzw. wird er dafür verwendet. In der Hamburger Wochenzeitung ‚Die Zeit‘ vom 26. Januar 2017 diskutieren die Grünen-Politikerin Katrin Göring-Eckard und die damalige AfD-Vorsitzende Frauke Petry über Begriffe wie „Gesellschaft“ oder „Volk“. Es versteht sich nahezu von selbst, dass die beiden Damen in keiner Weise zusammenkommen oder wirklich diskutieren, d. h. aufeinander eingehen und aufeinander Bezug nehmen; es handelt sich über weite Strecken um aneinander gereihete Monologe.

An einer Stelle sagt Frauke Petry:

„Die Frage war: Wie definiert sich ein Staatsvolk? Im Grundgesetz sind die Grundlagen festgelegt. Zu einer Nation gehört die Sprache. Gerade in diesem Jahr erinnern wir uns daran, wie Luthers Bibel-Übersetzung das Zusammengehörigkeitsgefühl gestärkt hat.“

Es sei nur am Rande erwähnt, dass Frauke Petry wie alle sog. Populisten argumentiert: Sie behauptet etwas, was keiner Überprüfung des Wahrheitsgehalts standhalten würde. Im Grundgesetz steht nichts über die deutsche Sprache, das Wort *Nation* kommt überhaupt nicht vor, es sei denn als Wortbildungselement in *international* und *suprational*. Dennoch kommt der Satz: „Zu einer Nation gehört die Sprache.“ Und als Begründung für diese Behauptung äußert Frau Petry: „Gerade in diesem Jahr erinnern wir uns daran, wie Luthers Bibel-Übersetzung das Zusammengehörigkeitsgefühl gestärkt hat.“

In diesem kurzen Redeabschnitt begegnen die Wörter *Staatsvolk* und *Nation*, die beide gleichgesetzt werden. Als Definitionskriterium wird die *Sprache* genannt. Und Luther dient als Begründung für diese Behauptungen; seine „Bibel-Übersetzung“ habe „das Zusammengehörigkeitsgefühl gestärkt“. Das will und soll sagen, dass zu einer Nation ein auf Sprache gegründetes Zusammengehörigkeitsgefühl gehöre. Wie dem auch sei, *Staatsvolk* und *Nation* (in dieser Bedeutung) gehören weder zu Luthers Begriffswelt noch zu seiner Problematik. Frau Petry hat anscheinend irgendwann gehört, dass Luther die deutsche Einheitssprache geschaffen habe, und der Weg von *Einheit* zu *Zusammengehörigkeitsgefühl* ist nicht weit.

Wir Germanisten wissen seit Längerem – und haben dies auch laut und deutlich kundgetan –, dass Martin Luther nicht der Schöpfer der deutschen Einheitssprache oder der deutschen Schriftsprache ist. Dennoch begegnet auch im Jubiläumsjahr 2017, durchaus auch von kompetenter Seite, die stolze Bemerkung, dass Luther genau dies getan hat. Auf dem Internetportal www.luther.de ist zu lesen:

„Während des eher unfreiwilligen Aufenthalts auf der Wartburg fand Luther trotz „vielfacher Belästigungen durch den Teufel“ die Zeit, sich einer großen Aufgabe zu widmen: er übersetzte in nur elf Wochen das Neue Testament aus dem Griechischen ins Deutsche. Das Werk wird später noch von Melanchthon und anderen Spezialisten (z. B. Caspar Cruciger) bearbeitet, es erscheint 1522 als sogenannte „Septemberbibel“ im Druck. Dadurch wird Luther zum Schöpfer der neuhochdeutschen Schriftsprache.“

Die Aussage, dass Luther der „Schöpfer der neuhochdeutschen Schriftsprache“ sei, überrascht. Eine ‚Schriftsprache‘ ist, so das Duden-Universalwörterbuch, eine „Standardsprache in der (bestimmten sprachlichen Gesetzmäßigkeiten folgenden) schriftlichen Form“ (Duden 2011). Hierzu gehört „insbesondere die Schaffung eines Schriftsystems, das funktional, explizit und ökonomisch zur Verschriftung eingesetzt sowie von der Sprachgemeinschaft akzeptiert und (zumindest von vielen) dekodiert werden kann“ (Homburger 2000:470). Zu Luthers Zeit gab es noch keine einheitliche Schriftsprache, auch danach noch lange nicht. Die deutsche Spracheinigung geht über die Schrift oder besser: über die Orthographie vor sich, und in diesem Bereich ist Luther in keiner Weise aktiv geworden. Eine einheitliche Orthographie bildet sich langsam erst im 18. Jahrhundert heraus: es sind mehrere Grammatiker, die hier zur Einheit führen. Und es sind die einflussreichen Autoren des späten 18. Jahrhunderts, die der jungen Schriftsprache zur Durchsetzung verhelfen.

Werfen wir einen Blick auf verschiedene Drucke der Lutherbibel; ich habe dafür das Paternoster aus dem 6. Kapitel des Matthäus-Evangeliums gewählt.

Zunächst das Septembertestament:

**Vnser vater yn dem hymel. Deyn name sey heylig. Deyn reich ko
me. Deyn wille geschehe auff erdē wie ynn dem hymele Vnser teglich
brott gib vnns heutt / vnd vergib vns vnserē schulde / wie wyr vnsern
schuldigern vergeben / vnd fure vnns nitt ynn versuchung / son /
dern erlose vns vō dem ybel / denn / deyn ist das reich / vnd die krafft /
vnd die herlickeyt in ewigkeyt. Amen .**

Abb. 3: Das Vaterunser (Mt 6,9-13) aus Luther (1522a).

Dazu gleich das Dezembertestament:

**Vnser vater ynn dem hymel. Deyne name sey herlig. Deyn reich ko
me. Deyn wille geschehe auff erden wie ynn hymel / Vnser: glich brot
gib vns heut / vnd vergib vns vnserē schulde / wie wir vnser schuldig
ern vergē / vñ fure vns nicht vñ versuchung / son: dem: erlose vns vō
dem ybel / denn / deyn ist das reich / vnd die krafft / vnd die herligkeyt
in ewigkeyt.**

Abb. 4: Das Vaterunser (Mt 6,9-13) aus Luther (1522b).

Auf einige wenige orthographische Phänomene sei hier hingewiesen:

- In beiden Versionen kommt noch häufig der Buchstabe *y* anstelle von *i* vor.
- Als Interpunktionszeichen begegnen der Schrägstrich (die ‚Virgel‘) und der Punkt.
- Der sog. Nasalstrich über einem Buchstaben signalisiert ein Kürzel.
- Finales, d. h. am Wortende stehendes *e* kann fehlen.

Nun zur ‚Ausgabe letzter Hand‘ vom Jahre 1545:

**Vnser Vater in dem Hymel. Dein Name werde geheiligt. Dein Reich
kome. Dein Wille geschehe: auff Erden: wie im Hymel. Vnser täglich Brot
gib vns heute. Und vergib vns unsere Schuld: wie wir vnsern Schuldigern ver
geben. Und führe vns nicht in versuchung. Sondern erlöse vns von dem ybel.
Denn dein ist das Reich: und die Krafft: und die Herrlichkeit in ewigen Amen.**

Abb. 5: Das Vaterunser (Mt 6,9-13) aus Luther (1545).

Der Unterschied zu den beiden frühen Fassungen ist deutlich:

- Der Buchstabe *y* ist weitestgehend durch *i* ersetzt.
- Es kommt, zumindest in diesem kleinen Textausschnitt, nur noch das Interpunktionszeichen Punkt vor.
- Der Nasalstrich wird nicht mehr verwendet; dies scheint ein Überbleibsel von den Handschriften zu sein, das die Drucker im Laufe der Zeit aufgaben.
- Finales *e* wird meistens gesetzt.
- Die Tendenz geht zur Großschreibung der Substantive.

Wenn wir das mit dem Revisionstext von 2017 vergleichen, dann wird der Unterschied zur modernen Schriftsprache deutlich:

Unser Vater im Himmel! Dein Name werde geheiligt. Dein Reich komme. Dein Wille geschehe wie im Himmel so auf Erden. Unser tägliches Brot gib uns heute. Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern. Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen. Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.

Es sind nicht nur die unterschiedlichen Interpunktionszeichen und die Antiquaschrift anstelle der Fraktur, die den Eindruck der Modernität machen.

Der Grammatiker und Orthographietheoretiker Peter Eisenberg hat einen interessanten Versuch gemacht: Er vergleicht Graphien aus den Lutherbibeln von 1522 und 1546 und kommt zu dem Schluss, dass „Luthers Schreibweisen [...] in den Kernbereichen der Graphematik des Deutschen modern im Sinne der Regelmäßigkeit des Gegenwartsdeutschen“ (Eisenberg, in Wolf 2017:108) sind. Der Unterschied zwischen 1522 und 1545/46 ist, wie wir gesehen haben, in der Tat deutlich. Dennoch überrascht Eisenbergs Folgerung aus seinem Befund, „dass jeder die Lutherbibel letzter Hand bis heute so gut lesen und verstehen kann“. Doch ein Druck vom Jahre 1679 vermittelt wieder einen anderen Eindruck:

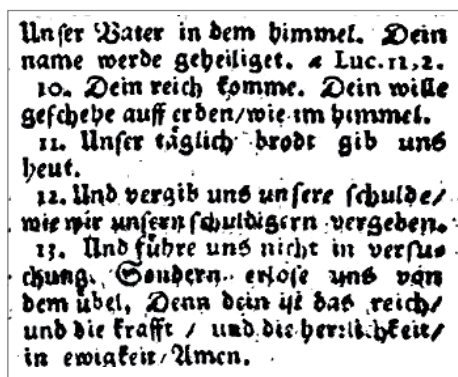


Abb. 6: Das Vaterunser (Mt 6,9-13) aus Luther (1679).

Hier finden wir zwar noch einige Virgeln, ansonsten nur Punkte, und die Substantive sind mit Ausnahme von *Vater* noch kleingeschrieben. Gut 100 Jahre später, im Jahr 1784 sind wir, besonders was die Interpunktion betrifft, ein gutes Stück weiter:

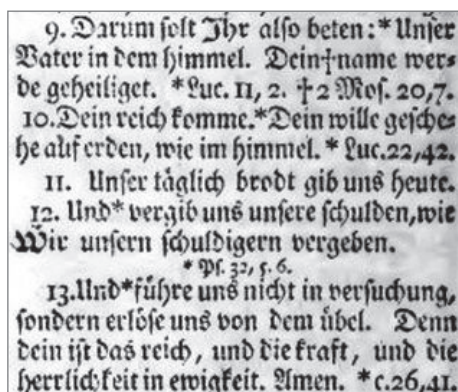


Abb. 7: Das Vaterunser (Mt 6,9-13) aus Luther (1784).

Wir sehen, dass der Weg von Luther zur einheitlichen deutschen Schriftsprache noch weit ist. Wir sehen des Weiteren, dass die einzelnen Bibelausgaben dem jeweiligen Usus angepasst wurden, dass es hier, im Gegensatz zur Syntax und zum Wortschatz keine Bewahrung von Luthers *Voluntas auctoris* gab. Die Orthographie hingegen stammt zumindest zu einem guten Teil nicht von Luther, sondern von den Setzern, die ganz wesentlich daran interessiert waren, dass das zu druckende Buch ein wirtschaftlicher Erfolg wird.

Der Grammatiker Hans Werner Eroms hält in einem Artikel mit dem Titel ‚Martin Luthers grammatische Erben‘ (in Wolf 2017:69) fest:

„Gegen das populäre Vorurteil von Luther als dem Schöpfer der neuhochdeutschen Schriftsprache haben sich seit etwa zweihundert Jahren ganze Generationen von Sprachwissenschaftlern und Sprachwissenschaftlerinnen abgearbeitet.“

Eroms zitiert dabei Matthias Luserke-Jaqui:

„Dass Luther der Schöpfer einer Schriftsprache gewesen sei, hält sich außerhalb akademischer Kreise als ein hartnäckiger Mythos. Luther hat keine Normierung des Neuhochdeutschen geschaffen.“

Dennoch hat gerade Luthers Bibel eine nicht zu überschätzende sprachliche Wirkung. Das lag zum Einen daran, dass die Bibel ein ganz besonderes Buch mit ganz besonderer Dignität ist. Zudem wurde die Bibel in den Schulen gelesen, große Teile davon wurden auswendig gelernt, sodass sich sprachliche Muster im Gedächtnis der Menschen festsetzten und wirksam werden konnten.

Luthers deutlichste und eindrucksvollste Wirkung liegt im lexikalischen Bereich, im Bereich des Wortschatzes.

„Der Grund, dass Luther die Möglichkeit bekam, als Einzelpersonlichkeit einen derart überragenden Einfluss auf die Entwicklung des Deutschen auszuüben, liegt [...] darin, dass hier drei Wirkungsfaktoren zusammenkamen, ein geografischer, ein zeitlicher und ein kultureller.“ (Eroms, in Wolf 2017:70)

Johannes Erben hat schon im Jahre 1974 formuliert: „Luther wirkte [...] in einer sprachgeschichtlich bedeutsamen Zeit und [...] er wirkte als Sprecher einer bedeutsamen Landschaft“ (Erben 1974:511). Dazu kommt, dass er nicht nur ein ausgebildeter Theologe, sondern auch ein begabter Rhetor war, der es sehr wohl verstand, sein Publikum zu erreichen. Er wollte, wie er es im ‚Sendbrief vom Dolmetschen‘ ausdrückte, dem Volk *Auff das mau! sehen* (Luther 1530/1983:486), er war aber nicht ‚volkstümlich‘, sondern vielmehr der Schöpfer hochartifizierlicher Prosa und bis heute erfolgreicher Kirchenlieder. Seine Bibel, die ‚Lutherbibel‘, bekam in der evangelisch-lutherischen Kirche kanonische Funktion, wodurch dieses Buch zu Problem und Aufgabe bis zur und bis in die Gegenwart wurde.

Hans-Werner Eroms konnte sehr schön zeigen, dass Luther, was grammatische Formen und Konstruktionen betrifft, einerseits dem Sprachgebrauch seiner Zeit folgt, dass andererseits der Luther’sche Wortlaut in Bach’schen Oratorien weiterwirkt, selbst wenn die Sprache Bachs sich von der Luthers schon in einigen Punkten unterscheidet (Eroms, in Wolf 2017:82 f.).

Auch wenn sich Luther an den Sprachgebrauch seiner Zeit gehalten hat, kann man immer wieder feststellen, dass er gerade in seiner Bibelübersetzung ein Meister der Sprache war; Karlheinz Jakob spricht geradezu von Luthers „einzigartige[r] objektsprachliche[n] Kompetenz“ (Jakob, in Wolf 2017:15). Ich möchte dies noch einmal anhand eines eindrucksvollen Beispiels darlegen.

Unter den zahlreichen Publikationen, die zum Jubiläumsjahr 2017 und zur Bibelrevision 2017 erschienen sind, ist auch ein Büchlein der Deutschen Bibelgesellschaft mit dem Titel ‚... und hätte der Liebe nicht‘ (Jahr 2016). Der Titel überrascht, denn er ist alles Andere als gegenwartssprachlich. Die Recherchen nach den Gründen für diese Formulierung erbrachten einen erstaunlichen Befund.

Die Luther-Revision von 1984, die bis Ende 2016 kirchlich anerkannte Bibelversion, lieferte als Wortlaut dieser Stelle aus dem ersten Korinther-Brief:

¹*Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte die Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle.*

²*Und wenn ich prophetisch reden könnte und wüsste alle Geheimnisse und alle Erkenntnis und hätte allen Glauben, sodass ich Berge versetzen könnte, und hätte die Liebe nicht, so wäre ich nichts.*

³*Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und ließe meinen Leib verbrennen und hätte die Liebe nicht, so wäre mir’s nichts nütze. (Luther 1984, 1Kor 13,1-3)*

Das Genitivobjekt *der Liebe* begegnet hingegen im neuesten Revisionstext 2017:

¹*Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle.*

²Und wenn ich prophetisch reden könnte und wüsste alle Geheimnisse und alle Erkenntnis und hätte allen Glauben, sodass ich Berge versetzen könnte, und **hätte der Liebe nicht**, so wäre ich nichts.

³Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und meinen Leib dahingäbe, mich zu rühmen, und **hätte der Liebe nicht**, so wäre mir's nichts nütze. (Luther 2017, 1Kor 13,1-3)

Die Revision 2017 ist gegen die Regeln der gegenwartsdeutschen Grammatik zum Originalwortlaut von 1545 zurückgekehrt:

¹Wenn ich mit Menschen vnd mit Engel zungen redet / vnd **hette der Liebe nicht** / So were ich ein donend Ertz oder eine klingende Schelle.

²Vnd wenn ich weissagen kündte / vnd wüste alle Geheimnis / vnd alle Erkenntnis / vnd **hette allen Glauben** / also / das ich Berge versetzte / vnd **hette der Liebe nicht** / So were ich nichts.

³Vnd wenn ich alle meine Habe den Armen gebe / vnd liesse meinen Leib brennen / vnd **hette der Liebe nicht** / So were mirs nichts nütze. (Luther 1545, 1Kor 13,1-3)

Und dazu vermerkt Hannelore Jahr, die Cheflektorin der Deutschen Bibelgesellschaft:

„... und hätte der Liebe nicht“ – dieser Satz aus dem Hohenlied der Liebe in 1. Korinther 13, der als Titel für die Broschüre gewählt wurde, steht programmatisch für einen charakteristischen Aspekt der aktuellen Revision. Die „Modernisierer“ hatten für die Ausgabe 1975 [die bald schon wegen der zahlreichen Modernismen zu einem Probetext herabgestuft wurde. NRW] aus dem Genitiv einen Akkusativ gemacht „... und hätte die Liebe nicht“ und so war es seither geblieben. Sehr viele Menschen, die mit dem Luthertext vertraut sind, haben aber die alte Formulierung im Kopf, für die es inhaltlich gute Gründe gibt. (Jahr 2016:5)

Der jüngste Revisionstext kehrt also zum ‚alten Luther‘ zurück, weil viele den alten Wortlaut gewohnt sind und weil dieser Wortlaut eine Botschaft enthält, die wir heutigen wohl nur durch einen Kommentar erschließen können. Der griechische Urtext lautet:

ἀγάπην δὲ μὴ ἔχω

Liebe aber nicht habe (Dietzfelbinger 2016:755)

Das Griechische setzt das Substantiv ἀγάπη in den Akkusativ, das Substantiv steht mit dem Nullartikel, der eine gewisse Partitivität ausdrücken kann: ‚etwas von der Liebe‘. Luther erkennt dies und wählt den Genitiv, wodurch die Phrase *der Liebe* als Partitivobjekt zu werten ist. Wir sehen, Luther hat den Sinn dieser Stelle sehr genau analysiert, und wir Heutige müssen uns ebenfalls sehr genau mit Luther auseinandersetzen.

Luthers „objektsprachliche Kompetenz“ zeigt sich nicht nur in der Syntax, sondern auch in speziellen Arten der Textgestaltung: Dialogisierung oder die deutsch-lateinische Sprachmischung kennzeichnen den rhetorisch versierten und gelehrten Autor auch von theologischen Abhandlungen, Flugschriften und Briefen; man vergleiche die Beiträge von Johannes Schwitalla (in Wolf 2017:114–134) und Hans-Ulrich Schmid (in Wolf 2017:135–145). In zwei Texten wird Luthers Sprachgewalt für uns Heutige kaum noch erträglich; es sind dies die Schrift ‚Wider die räuberischen und mörderischen Rotten der Bauern‘, 1525, und die Schrift ‚Von den Juden und ihren Lügen‘, 1543. Angesichts der deutschen Geschichte im 20. Jahrhundert ist die antijudaistische Schrift geradezu ein Ärgernis. Die Einsicht, dass Luther ein Kind seiner Zeit sei, ist als Trost nicht geeignet. Auch hier gilt es, aus den Texten Verstehen zu erlangen, denn „Luthers Auseinandersetzung mit den Juden und dem Judentum ist fundamentaler Argumentationskontext seiner reformatorischen Theologie“; so Anja Lobenstein-Reichmann (in Wolf 2017:149). Und das Fazit aus einer text- und diskursgeschichtlichen Analyse:

„Historisiert man Luther text- und diskursgeschichtlich, so steht auch er in Texttraditionen, ist auch er abhängig vom zeitgenössischen Diskursuniversum und keineswegs der Anfang des antijudaistischen Diskurses. Luthers Texte spiegeln also die antijudaistische Norm der Zeit, er ist rezipierender und antwortender, manchmal treibender, oft aber auch getriebener, zunächst bremsender, später radikaliserender Diskursteilnehmer.“ (Lobenstein-Reichmann, in Wolf 2017:156)

Daraus folgert Anja Lobenstein-Reichmann: „Luther zur eigenen Entlastung allein an den Pranger zu stellen, hilft nicht weiter“ (Lobenstein-Reichmann, in Wolf 2017:163).

Der Erfolg der Lutherbibel beruht ganz wesentlich auf der Verständlichkeit der Übersetzung. Luther hat sich – dies ist hinlänglich bekannt – an die sprachlichen Normen des Deutschen gehalten, dies auch im Gegensatz zu den früheren Bibelübersetzungen, wobei ich unter dem Begriff „Bibelübersetzung“ immer die Übersetzung der ganzen Bibel, d. h. aller kanonischen Bücher in kanonischer Reihenfolge verstehe.

Ganz wesentlich an dieser Verständlichkeit ist der Wortschatz beteiligt. Wir sind es heute gewohnt, dass ein ziemlich einheitlicher Wortschatz den Deutschsprechenden zur Verfügung steht. Die relativ wenigen wortgeographischen Differenzen in der Standardsprache – denken wir nur an Fälle wie *Samstag* und *Sonabend* – ändern an diesem Bild kaum. Die weitaus zahlreicheren Unterschiede in den regional gebundenen Umgangssprachen sowie die vielen und oft markanten dialektalen Wortschatzdifferenzen setzen *mutatis mutandis* mittelalterliche Verhältnisse fort. Im Jahre 1493 erschien in Straßburg das Rhetoriklehrbuch ‚Spiegel der wahren Rhetorik‘. Darin meint der Autor Friedrich Riederer, dass „bei einer guten Vorrede [...] *geübt vnd gewonliche wort* gebraucht werden sollen“ (zit. Erben 1974:510); und er erklärt:

„Geübt vnd gewonliche Wort seind die, so man gemeynlich in einer gegny zesprechen pfligt. Als in diesem land Bryßgow sprechen wir ‚großuatter‘: vnd übern schwarzwald ‚eny‘. Hier sprechen wir ‚dochterman‘: in etlichen landen sprechen sie ‚ayden‘.“

‚Erprobte und gewohnte Wörter‘ sind die Wörter der Region, in der man lebt und spricht. Auf diese Weise wird man verstanden und kann sein Kommunikationsziel erreichen.

Martin Luther, der ja allein schon durch seine Herkunft in zwei Sprachräumen des damaligen Deutsch zu Hause war, verwendet in seiner Bibelübersetzung Wörter sowohl aus dem Niederdeutschen als aus dem Mitteldeutschen und erreicht auf diese Weise, dass diese Wörter allgemeine Geltung im gesamten deutschen Sprachraum bekommen. Ein Beispiel: wenn wir heute für den „fleischigen Rand des menschlichen Mundes“ (Wahrig 2012) das ursprünglich nieder- und mitteldeutsche Wort *Lippe* verwenden und nicht das süddeutsche *Lefze*, das im gegenwärtigen Standarddeutsch für bestimmte Tiere reserviert ist: „Lippe (des Raubwildes, Hundes u. a. Haustiere)“ (Wahrig 2012). Auch das Wort *Apostel* wurde vor Luther hauptsächlich im Mitteldeutschen verwendet, während das Oberdeutsche *Zwölfbote* oder *Bote* vorgezogen hat. Johannes Erbens großer Artikel ‚Luther und die neuhochdeutsche Schriftsprache‘ vom Jahre 1974 schildert diesen Aspekt der Spracharbeit Martin Luthers geradezu endgültig, sodass seit damals kaum noch Neues dazukommen konnte.

Luthers „objektsprachliche Kompetenz“ befähigte ihn auch, nach den Regeln der Wortbildung neue Wörter zu erzeugen, auch für diese Fälle liefert Erben zahlreiche Belege: *Blutgeld*, *durchsäuern*, *sich erregen*, *Feuereifer*, um nur einige zu nennen. Zusammenfassend kann man, wieder mit Johannes Erben (1974:533) festhalten, dass Luther sich „nicht nur ein umfangreiches und mannigfaltiges sprachliches Instrumentarium erworben, sondern dies weithin auch für seine besonderen Aufgaben selbst erst zurechtgeschliffen“ hat.

Luther hat also einen Text geschaffen, der, modern formuliert, Grenzen überschreiten, d. h. überregional rezipiert werden konnte. Luthers „reformatorische[r] Hintergrund“ (Walter Haas, in Wolf 2017:171) machte seine Bibel gerade auch für die Schweiz attraktiv, wo mehrere reformatorische Strömungen wirksam waren. Schon im Dezember 1522, also drei Monate nach der Erstausgabe, erschien Luthers Septembertestament im Basel, veröffentlicht durch den Drucker Adam Petri. Wie im Wittenberger Original nannte der Basler Druck den Übersetzer nicht. Der Titel lautet einfach:

Das new
Testament /
yetzund recht grünt
lich teutsch.

Die Wortformen *new* und *teutsch* sind durch sog. neuhochdeutsche Diphthonge gekennzeichnet. Schweizerisch, d. h. alemannisch müssten diese beiden Wörter in der Lautform [ny:] und [ty:tʃ] realisiert werden. Es scheint ziemlich einfach zu sein, die Luther'sche osthochdeutsche Bibel an den Oberrhein zu exportieren. Die einzige Änderung, die notwendig schien, waren orthographische Anpassungen an die Basler Druckersprache.

1524 nimmt der Züricher Drucker Christoffel Froschauer den Basler Petri-Druck als Vorlage für sein Neues Testament. Bereits 1531 bringt Froschauer die vollständige Bibel heraus:

Die gantze Bibel
der vrsprünglichē Ebraischen
vnd Griechischen waarheyt
nach / auff's aller treüli=
chest verteütschet.

Schon das Titelblatt verrät – dies im Gegensatz zu Luthers erster Vollbibel –, dass die Zürcher sich um die ursprüngliche hebräische und griechische Wahrheit bemüht haben. Im Text kommen dann auch weit mehr alemannische Wortformen vor als in der ursprünglichen Petri'schen Vorlage:

Adam Petri Dezember 1522:

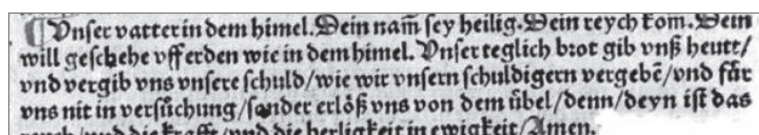


Abb. 8: Das Vaterunser (Mt 6,9-13) aus Petri (1522).

Zürcher Bibel 1531:

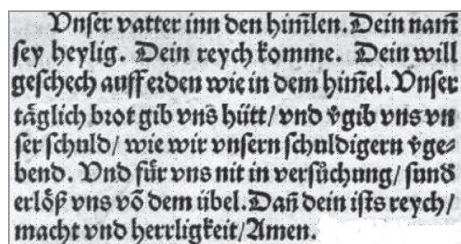


Abb. 9: Das Vaterunser (Mt 6,9-13) aus Zürcher Bibel (1531).

Wir lesen im Zürcher Text: *hütt* anstelle von *heutt* oder *wir vergebend* anstelle von *wir vergeben*. Der Anfang des Gebets weist auf ein weiteres Charakteristikum des Zürcher Textes hin: Er hält sich strenger an das – in diesem Fall: griechische – Original: Die Zürcher Version *Vnser vatter inn den himlen*; der Plural ist vom griechischen Original übernommen: Πάτερ ἡμῶν ὁ ἐν τοῖς οὐρανοῖς [Pater hemon ho en tois uranois]. Dieses Vorgehen ist, im Vergleich zu Martin Luthers Bibel, ein Rückschritt, wie wir noch sehen werden: Die Zürcher Bibel ist kein theologisch motivierter Text, sondern eine philologische Übersetzung. Wohl deshalb vermeldet die Internetenzyklopädie Wikipedia, dass die Zürcher Bibel „unter wissenschaftlichen Exegeten sehr beliebt“ (URL 2) sei.

Die Lutherbibel wurde also sehr schnell ein in mehreren Hinsichten normativer Text. Deshalb hat die Lutherbibel auch einen gewichtigen Anteil an der Entstehung einer deutschen Einheitssprache, die uns zuvörderst im Wortschatz, aber auch in der Grammatik seit Jahrhunderten entgegentritt und unseren Sprachgebrauch und somit auch unser Denken geformt hat. In einem unlängst erschienenen Artikel fasst Werner Besch (2017:466) zusammen:

„Ein einzelner kann keine Sprache schaffen, nicht Sprachschöpfer sein, auch Luther nicht. Trotz aller Sprachmächtigkeit wären seine Schriften, ohne die Bibel, eher eine Episode geblieben in der deutschen Sprachgeschichte. Die Langzeitwirkungen in sozialer und regionaler Breite hatte die Bibel, ausgestattet mit der Autorität des Wortes Gottes. Diese göttliche Autorität der Bibel bewirkt den Durchbruch zum neuen Deutsch – nicht weltliche Macht.“

So überrascht es nicht, dass Luther in der Folgezeit, mindestens bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts, als normgebend und als Vorbild genannt wird – vgl. Markus Hundt (in Wolf 2017:40–67) und Hans-Werner Eroms (in Wolf 2017:70–94) – und dass diese Wirkung, wie schon gesagt, auch tatsächlich zu beobachten ist.

Bis heute ist nicht nur in grammatischer Hinsicht Luthers Bibeltext Vorbild, dies oft genug auch in überraschenden Situationen, wie uns das Beispiel Bertolt Brecht zeigt.

Der Marxist bedient sich auch biblischer Erzählformen, was aber nicht überrascht, weil Brecht selber den Einfluss der Bibel auf sein Schaffen betont hat:

Kurz nach dem sensationellen Erfolg der Dreigroschenoper befragte das Ullstein-Magazin ‚Die Dame‘ im Oktober 1928 in seiner Beilage ‚Die losen Blätter‘ verschiedene Prominente: „Welches Buch hat Ihnen in Ihrem Leben den größten Eindruck gemacht?“. Brecht antwortete lakonisch: „Sie werden lachen: die Bibel.“ (URL 3)

Ich habe Karlheinz Jakob zitiert, der Luther eine große objektsprachliche Begabung attestiert hat. Im Gegensatz dazu hat Karlheinz Jakob beobachtet, dass Luthers Reflexionen über Sprache und Sprachverwendung, wenn überhaupt, nur wenig zahlreich sind und kaum in die Tiefe gehen. Diese Feststellung widerspricht dem bisherigen Luther-Bild, was sich – so Jakob – leicht erklären lässt:

„Es gibt eine plausible Erklärung für die unausgewogene Darstellung in der Luther-Philologie: Sie könnte daher rühren, dass in der Forschung oft nicht klar unterschieden wurde zwischen Luthers sprachschöpferischer Leistung (besonders in der Bibelübersetzung) und seiner philologischen Reflexion. Es scheint so, als habe die Bewunderung für seine einzigartige objektsprachliche Kompetenz und für sein Übersetzungswerk seine eher in bescheidenem Umfang und bescheidener Qualität überlieferten metasprachlichen Reflexionen gewissermaßen ‚mitgerissen‘ und in der Einschätzung der Philologen ‚mit veredelt‘.“ (Jakob, in Wolf 2017:15)

Demgegenüber wurde und wird gerne und oft der ‚Sendbrief vom Dolmetschen‘ angeführt, der doch Luthers Übersetzungsprinzipien genau darlege. In diesem Text kommt das zum geflügelten Wort aufgestiegene *dem Volk aufs Maul schauen* vor und liefert damit eine Begründung für die Annahme, dass Luthers Bibelübersetzung volkstümlich sei. Dem ist indes nicht so, ganz im Gegenteil, die Sprache der Lutherbibel ist eine hochartifizielle Literatursprache, die allerdings den Regularitäten des Deutschen und nicht einer Ausgangssprache folgt. Doch auf dieser Ebene diskutiert Luther nicht. Er liefert im ‚Sendbrief‘ Begründungen für die Übersetzung mehrerer Textstellen, und zwar besonders mit dem Hinweis auf den deutschen Sprachusus.

Die erste Stelle enthält das berühmte *solum*:

Also habe ich hie Roma. 3. fast wol gewist / das ym Lateinischen vnd krigischen text das wort <solum> nicht stehet / vnd hette(n) mich solchs die papisten nicht dürffen leren. War ists. Dise vier buchstaben s o l a stehen nicht drinnen / welche buchstaben die Eselsko(e)pff ansehen / wie die kue ein new thor / Sehen aber nicht das gleichwol die meinung des text ynn sich hat / vnd wo mans wil klar vnd gewaltiglich verteutschen / so gehoret es hinein / den(n) ich habe deutsch / nicht lateinisch noch kriegisch reden wo(e)llen / da ich teutsch zu reden ym dolmetzchen furgenomen hatte. Das ist aber die art vnser deutschen sprache / wenn sie ein rede begibt / von zweyen dingen / der man eins bekennet / vn(d) das ander verneinet / so braucht man des worts solum <allein> neben dem wort <nicht oder kein>. (Luther 1530/1983:486)

Luther begründet die Tatsache, dass er die Fokuspartikel *allein* gegen das griechische Original setzt, damit, dass man dies im Deutschen so sagen müsse. Dies ist natürlich, wenn man es wörtlich nimmt, falsch. Es ist gleich gutes Deutsch, ob ich sage *allein durch den Glauben* oder *durch den Glauben*. Luther will mit seiner Übersetzung seinen theologischen Standpunkt nicht nur deutlich, sondern eindeutig darstellen. Er will nicht übersetzen, also einen Text aus der Ausgangssprache in eine Zielsprache führen, sondern er will einen lutherischen Text erzeugen.

Nicht so deutlich, aber ebenfalls um ein zentrales lutherisches Theologumenon geht es beim sog. englischen Gruß (Lk 1,28), der im Septembertestament lautet:

Gegrusst seystu holdselige

als Entsprechung der lateinischen Fassung: *Ave gratia plena*. Im griechischen Original steht zu lesen: χαίρε κεχαριτομένη [chaire kecharitomenē]. κεχαριτομένη ist das Part. Perf. Pass. von χαριτώ [charitōō] ‚angenehm machen‘.

Der Unterschied ist eklatant, Luther begründet dies wiederum mit deutschen Stilmormen:

Item da der Engel Mariam gru(e)sset vnd spricht / Gegru(e)sset seistu Maria vol gnade(n) / der Herr mit dir? Wolan / so ists bißher / schlecht den lateinischen buchstaben nach verdeutschet / sage mir aber ob solchs auch gut deutsch sey? Wo redet der deutsch man also / du bist vol gnaden? Vnd welcher Deutscher verstehet / was gesagt sey / vol gnaden? Er mus dencken an ein vas vol bier / oder beutel vol geldes / darumb hab ichs vordeutsch. Du holdselige / da mit doch ein Deutscher / dester meher hin zu kan dencken / was der engel meinert mit seinem grus. (Luther 1530/1983:487 f.)

Luther will hier vermeiden, dass Maria das Syntagma *vol gnaden* zugesprochen wird. *Gnade* ist ebenfalls ein zentraler Begriff der Luther’schen Theologie; er will Maria nicht auf diese Weise, wie es im Original steht, als besondere Person herausheben, sondern er will sie nur als ‚normale‘ Frau darstellen. So gesehen, widerspricht der Text in der Revision 2017 Luthers Intention:

Sei begrüßt, du Begnadete!

Diese Fassung entfernt sich inhaltlich vom griechischen Original, dem Luther in seiner ursprünglichen Fassung viel näher war. Aufschlussreich ist, dass Luther, wie gesagt, wieder mit deutschen Sprachnormen argumentiert und nicht mit dem originalen Wortlaut.

Begriff und Wort ‚deutsch‘ bezeichnen, zumindest in den Kontexten des ‚Sendbriefs‘, nicht einfach eine Sprache, sondern Verständlichkeit und adäquate Auslegung eines Textes bzw. einer Textstelle. Diese Bedeutung begegnet schon in mystischen Texten aus der Zeit um 1300, etwa im Verbum ‚deutsche‘, mhd. *diutschen*:

diutschen swV.

1 ‚etw. verständlich machen, auslegen‘ *diz wort wil ich diutschen, daz sant Paulus sprach* Eckh 1:196, 42 ‚etw. ins Deutsche übertragen, verdeutschen‘ *diz bu ch heizet Lucidarius. / daz wirt getützet alsus: / daz ist ein lúthere Lucid 1,2; franzeis ich niht vernemen kan, / daz tiutschet mir sîn künstic munt* KvWPart 213; WhvÖst 19568 (URL 4)

Luther knüpft nicht nur an dieser Stelle an mystischen Sprachgebrauch an. Wir können daher ohne Einschränkung sagen: Luther will nicht die Bibel im herkömmlichen Sinn übersetzen, also „in eine andere Sprache übertragen“ (Wahrig 2012), sondern er will eine deutsche Bibel schaffen, sodass das Ergebnis seiner Arbeit *ein vollige Deutsche klare rede wird*, wie er im ‚Sendbrief‘ (Luther 1530/1983:486) sagt, woraus dieser Teilsatz in den Titel meines Beitrags gelangt ist.

So gesehen, ist der ‚Sendbrief‘ kein metasprachliches Programm, keine Reflexion über Sprache und Sprachverwendung, sondern ein theologischer Traktat, wie auch der volle Titel der Schrift nahelegt: ‚Sendbrief von Dolmetschen und Fürbitte der Heiligen‘.

Luther kann daher mit vollem Recht sagen: *Es ist mein testament vnd mein dolmetschung / vnd sol mein bleiben vnnnd sein* (Luther 1530/1983:482). In der Vorrede zur Teilübersetzung des Alten Testaments vom Jahre 1523 sagt Luther nicht ohne Selbstbewusstsein:

Jch aber / wie wol ich mich nicht rhumen kan / das ich alles erlanget habe / thar ich doch das sagen / das disse deutsche Bibel / liechter vnd gewisser ist an vielen orten denn die latinische / das es war ist / [...] / hat gewisslich hie die deutsche sprach eyn bessere Bibel denn die latinische sprache / des beruff ich mich auff die leser. (Luther 1523/1972:238*)

Ich schließe mit dem Schluss von Luthers ‚Sendbrief von Dolmetschen und Fürbitte der Heiligen‘:

Aber es [meine Rede] will ytz zu lang werdenn. Es sey das mal gnug auf die frage [warum Luther am IDS] / Ein andermal mehr / Vn(d) haltet meine lange schriff [resp. meine lange Rede] zu gut. Christus vnser Herr sey mit vns allen. Amen. (Luther 1530/1983:496)

Literaturverzeichnis

Primärliteratur:

- DIETZFELBINGER, Ernst (2016): *Das Neue Testament. Interlinearübersetzung Griechisch-Deutsch*. 3. Aufl. Witten; Stuttgart.
- LUTHER, Martin (1522a): *Die Septemberbibel. Das Neue Testament deutsch von Martin Luther. Nachbildung der zu Wittenberg 1522 erschienen ersten Ausgabe zum vierhundertjährigen Geburtstage Martin Luthers*. Mit einer Einleitung von Julius Köstlin. Berlin 1883.
- LUTHER, Martin (1522b): *Das Neue Testament Deutzsch. Vuittemberg. Kolophon: Gedruckt zu Wittenberg durch Melchior Lotther yhm tausent funffhundert zwey vnnnd zwentzigsten Jar*. Zugänglich unter: http://digital.wlb-stuttgart.de/sammlungen/sammlungsliste/werksansicht/?no_cache=1&tx_dlf%5Bid%5D=5258&tx_dlf%5Bpage%5D=1 [19.04.2017].
- LUTHER, Martin (1523/1972): *D. Martin Luther: Die ganze Heilige Schrift Deutsch. Wittenberg 1545*. Anhang. Hrsg. von VOLZ, Hans. Darmstadt.
- LUTHER, Martin (1530/1983): *Martin Luther, Studienausgabe*. Hrsg. von DELIUS, Hans-Ulrich. Bd. 3. Berlin.
- LUTHER, Martin (1541): *Wider Hans Worst. D. Mart. Luther*. Wittenberg. Digitalisat des Bibliotheksverbunds Bayern. Zugänglich unter: www.nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bvb:70.dtl.0000014788. [19.04.2017].
- LUTHER, Martin (1545): *Biblia: das ist: Die ganze Heilige Schrift: Deusch. Auff's new zugericht. Gedruckt zu Wittemberg / Durch Hans Lufft. Digitalisat der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart*. Zugänglich unter: http://digital.wlb-stuttgart.de/sammlungen/sammlungsliste/werksansicht/?no_cache=1&tx_dlf%5Bid%5D=4036&tx_dlf%5Bpage%5D=1. [19.04.2017].
- LUTHER, Martin (1679): *BIBLIA, Das ist: Die ganze heilige Schrift / Altes und Newes Testaments / Verteutschet durch D. Mart. Luther. Genff/ Gedruckt und verlegt / durch Johann Herman Widerholdt*. Zugänglich unter: <http://books.google.com>.
- LUTHER, Martin (1784): *Die Bibel, oder die ganze Heilige Schrift des alten und neuen Testaments, nach der deutschen Uebersetzung D. Martin Luthers*. Die LXXXVI. Auflage. Halle in der Cansteinischen Bibel=Anstalt.

LUTHER, Martin (1914): *D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe* [Weimarer Ausgabe] Bd. 51. Weimar.

LUTHER, Martin (1984): *Die Bibel. Nach der Übersetzung Martin Luthers*. Bibeltext in der revidierten Fassung von 1984. Stuttgart.

LUTHER, Martin (2011): *Luther zum Vergnügen*. Hrsg. von SCHILLING, Johannes. Stuttgart (Reclams Universal-Bibliothek 18802).

LUTHER, Martin (2017): *Die Bibel. Nach Martin Luthers Übersetzung*. Lutherbibel revidiert 2017. Stuttgart.

On Ablas (1521): *On Ablas von Rom kan man wol selig werden*. Augsburg. Digitalisat der Bayerischen Staatsbibliothek München. Zugänglich unter:
daten.digitale-sammlungen.de/~db/0001/bsb00012453/images/ [19.04.2017].

PETRI, Adam (1522): *Das new Testament / yetzund recht grüntlich teuscht. Kolophon: Zû Basel / im Christmond / deß Jars M. D. xxij*. Digitalisat der Universitätsbibliothek Basel. Zugänglich unter: <http://dx.doi.org/10.3931/e-rara-700>.

Zürcher Bibel (1531): Die gantze Bibel der vrsprünglichē Ebraischen vnd Griechischen waarheyt nach / auff's aller treüwlichet verteütschet. Getruckt zû Zürich bey Christoffel Froschouer/ im Jar als man zalt M. D. XXXI. Digitalisat der Zentralbibliothek Zürich. Zugänglich unter: <http://dx.doi.org/10.3931/e-rara-7469>. [19.04.2017].

Sekundärliteratur:

BESCH, Werner (2017): 500 Jahre Reformation – zugleich der lange Weg zur gesamtdeutschen Schriftsprache. In: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 136, S. 449–466.

DUDEN (2011): *Duden. Deutsches Universalwörterbuch*. 7. Aufl. CD-ROM. Mannheim 2011.

DWB 4/II: *Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm*. Bd. 4/II. Bearb. von HEYNE, Moriz. Leipzig 1877, Sp. 1584 bis 1586.

DWB 6: *Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm*. Bd. 6. Bearb. von HEYNE, Moriz. Leipzig, Sp. 1339 bis 1346.

ERBEN, Johannes (1974): Luther und die neuhochdeutsche Schriftsprache. In: MAURER, Friedrich / RUPP, Heinz (Hrsg.): *Deutsche Wortgeschichte Bd. 1*. 3. Aufl. Berlin; New York, S. 507–581.

HOMBERGER, Dietrich (2000): *Sachwörterbuch zur Sprachwissenschaft*. Stuttgart.

JAHN, Hannelore (Hrsg.) (2016): „... und hätte der Liebe nicht“. *Die Revision und Neugestaltung der Lutherbibel zum Jubiläumsjahr 2017: 500 Jahre Reformation*. Stuttgart.

WAHRIG (2012): *Wahrig. Deutsches Wörterbuch*. 9. Aufl. CD-ROM-Ausgabe. Gütersloh; München.

WOLF, Norbert Richard (Hrsg.) (2017): *Martin Luther und die deutsche Sprache – damals und heute*. Heidelberg.

Internetquellen:

URL 1: *Wider Hans Worst*. https://de.wikipedia.org/wiki/Wider_Hans_Worst [27.05.2017].

URL 2: https://de.wikipedia.org/wiki/Z%C3%BCrcher_Bibel [13.06.2018].

URL 3: Thomas Naumann: *Wo Du hingehst – Brecht und die Bibel*. www-zeuthen.desy.de/~naumann/talks/lit/brecht+bibel.doc [13.06.2018].

URL 4: *Mittelhochdeutsches Wörterbuch Online*. www.mhdwb-online.de/index.html [14.06.2018].

Raumkonstellationen in Ota Filip's Roman ‚Café Slavia‘

Karl-Heinz GMEHLING

Abstract

Spatial constellations in Ota Filip's novel ‚Café Slavia‘

Ota Filip was a German writer with Czech roots. He was born in Ostrava in 1930, and he died in Garmisch-Partenkirchen in 2018. He grew up in Czechoslovakia but was forcibly expatriated in 1974 after repeated problems with the communist regime, and he settled in the Federal Republic of Germany. There he worked as a freelance writer and political journalist. With his novel ‚Café Slavia‘ (1985) he made his debut in world literature. Drawing on the theoretical approaches associated with the “spatial turn” (Soja 1991, Bachmann-Medick 2009) and other spatial-theoretical approaches, this paper seeks to examine how Filip's novel ‚Café Slavia‘ (1985) is constructed, which literary spaces are constituted, how they change and which functions they perform.

Keywords: spatial turn, space, migration, transit, heterotopy, hybridity, Ota Filip

1. Einleitung

Der deutsch- und tschechischschreibende Schriftsteller Ota Filip ist 1930 in Schlesisch Ostrau, dem heutigen Slezská Ostrava, geboren und hat nach seinem Abitur ein Fernstudium in Literatur und Journalistik absolviert. Kritik am kommunistischen Regime hat ihm mehrfach Haft und Zwangsarbeit eingebracht. Er war bereits in der Tschechoslowakei ein bekannter Romanautor, als er im Jahr 1974 zwangsweise ausgebürgert wurde und mit seiner Familie in die BRD übersiedeln konnte. Dort begann er als freier Journalist und Schriftsteller zu arbeiten. Seine mehrsprachige Kindheitserfahrung (tschechisch, deutsch, polnisch) hat seinen späten literarischen Sprachwechsel – von Tschechisch auf Deutsch – wesentlich erleichtert. Auf Grund seines biographischen Hintergrunds und der Thematisierung seiner multikulturellen Erfahrung kann seine deutschsprachige Literatur zur sogenannten „Migrantenliteratur“ oder „interkulturellen Literatur“ gerechnet werden. Für sein literarisches Werk hat er zahlreiche Auszeichnungen bekommen, unter anderem 1986 den Adalbert-von-Chamisso-Preis für deutschsprachige Migrantenliteratur für sein Werk ‚Café Slavia‘. Mit diesem Roman, der auf Deutsch verfasst und im Jahr 1985 vom S. Fischer Verlag herausgegeben wurde,¹ ist Filip „in die deutsche Literaturgeschichte eingegangen“ (Faryar 2004:43). Im März 2018 ist Filip in Garmisch-Patenkirchen in Bayern verstorben.

¹ Eine Übersetzung ins Tschechische von Sergej Machonin unter dem Titel ‚Kavárna Slavia‘ erschien im Jahr 1993 im Verlag Žatva in Prag.

Obwohl ‚Café Slavia‘ schon mehrfach wissenschaftlich dezidiert untersucht worden ist (vgl. Kliems 2003, Faryar 2005, Kubica 2012) und sowohl im Kontext der interkulturellen Literatur (vgl. Cornejo 2010a, 2010b) als auch der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur aus Mittel- und Osteuropa (vgl. Cornejo 2014) im Fokus wissenschaftlicher Arbeiten stand, fehlt bis dato eine raumnarratologische Analyse. Diese verspricht ergänzende und eventuell neue literaturwissenschaftliche Erkenntnisse. So erlauben erzählte Räume als Repräsentation von Raum einen Zugang zu kulturell vorherrschenden Raumordnungen und ermöglichen als Konstruktion kultureller Ordnungen eine Aussage über „die kulturpoietische Kraft der in der Literatur inszenierten Raummodelle“ (Hallet 2009:16). Des Weiteren kann mittels einer schwerpunktmäßig raumtheoretischen Analyse,² wie sie übrigens bereits im Jahr 1986 bei Bronfen (vgl. Bronfen 1986) entwickelt und später von Böhme (vgl. Böhme 2005), Schlögel (vgl. Schlögel 2006) und Nünning (vgl. Nünning 2009) auf je unterschiedliche Weise variiert worden ist, eruiert werden, ob und wie sich der Verlust des „Lebensraumes“ – verstanden als ein vielschichtiges Konglomerat aus konkreten und metaphorischen Räumen wie Wohnraum, Bewegungsraum, Sprachraum, Beziehungsraum, Erzählraum, Körperraum etc. – in der Literatur des Migrantens Filip widerspiegelt. Es sollen mittels der theoretischen Ansätze des „spatial turn“ und zeitlich nachfolgender Raumtheorien (siehe dazu auch Döring 2008, Günzel 2010 und Dünne 2015), wie sie im anschließenden Kapitel näher erläutert werden, folgende raumnarratologische Fragen beantwortet werden: Welche „konkreten Räume der erzählten Welt“ (Frank 2017:71) werden von den Figuren wie und wann besetzt? Welche metaphorischen Räume lassen sich eruieren? Wie verhalten und bewegen sich die Figuren in den Räumen? Wie verändern sich diese Räume und welche Funktionen erfüllen sie? Und schließlich: Was lässt sich aus den gewonnenen Erkenntnissen für eine raumbezogene ‚Poetik der Migration‘ (Hausbacher 2009) im deutsch-tschechischen Kontext schlussfolgern? Im Folgenden sollen aber zuerst die oben bereits kurz erwähnten raumtheoretischen Ansätze näher besprochen werden.

2. Raumtheoretische Ansätze und ihre Grenzen

Der sogenannte „spatial turn“ Ende der 1980er-Jahre markierte eine wissenschaftliche Wende bezüglich der Raumvorstellungen. Der US-amerikanische Stadtplaner und Namensgeber dieses Begriffes Edward Soja diagnostizierte in den 1980ern eine zunehmende Verräumlichung des Denkens (vgl. Soja in Hallet 2009:58), die Literaturwissenschaftlerin Bachmann-Medick spricht in ihrem Werk ‚Cultural Turns‘ vom „Raum als Analysekategorie“ (Bachmann-Medick 2009:303) und von einem dazu notwendigen „raumbezogenen Denken“ (ebd.:292). Raum wird nicht mehr wie bisher als (neutraler) Behälter, innerhalb dessen sich (historische) Ereignisse abspielen, angesehen, sondern als „gesellschaftlich produzierter Raum“ (Soja 1991:75).

Die Soziologin Martina Löw, deren Raumtheorie „sich mittlerweile als ‚Basiskonographie des spatial turn in der deutschsprachigen Soziologie‘ etabliert hat“ (Wilhelmer 2015:20) bezeichnet die beiden konkurrierenden Raumvorstellungen als „absolutistisch“ (Raum als Behälter) und „relativistisch“ (Raum als gesellschaftlich produzierter Raum, generiert aus der Perspektive einer relativen Beobachterposition) (Löw in Wilhelmer 2015:20). Im vorliegenden Beitrag wird versucht, beides zu berücksichtigen. Raum und damit auch literarischer Raum kann einerseits durchaus (in erster Linie) als neutraler Behälter – als Hintergrund einer Handlung, einer Personenkonfiguration oder einer zeitlichen Abfolge von (erzählten) Ereignissen – fungieren bzw. dargestellt werden, andererseits auch (in erster Linie) als gesellschaftlich produzierter Raum. Löw spricht in diesem Zusammenhang von einem „relationalen“ Raumverständnis und versucht dadurch die beiden konkurrierenden Raumvorstellungen zu einem einzigen, fruchtbaren Raummodell weiter zu entwickeln. „Raum“ ist nach Löw eine „relationale (An)Ordnung von Lebewesen und sozialen Gütern an Orten“ (Löw in Wilhelmer 2015:26). So sieht Löw die Raumstrukturen nicht als allein aus menschlichen Konstruktionsleistungen abgeleitet, sondern auch als langfristig bestehende räumliche Ordnungen. Auf diese Weise soll sowohl eine Überbewertung des Physisch-Materiellen als auch

² Eine nur auf Räume bezogene Analyse, welche die anderen Konstituenten der epischen Erzählung – Figuren, Handlung, Zeit – vernachlässigt, erscheint wenig sinnvoll (siehe dazu auch

eine Unterschätzung seiner Wirkungsmacht vermieden werden. Es wird das statische Behälterkonzept aufgebrochen und der Raumbegriff dynamisiert ohne die kulturell tradierte Vorstellung, im Raum zu leben, aus dem Blick zu verlieren (vgl. Löw in Wilhelmer 2015:26).

Nützlich für die Analyse des Textes – gerade weil es sich bei ‚Café Slavia‘ um einen Text handelt, der der interkulturellen Literatur zugeschrieben werden kann – erscheinen auch andere raumnarratologische Theorien: die Raumsemantik nach Jurij Lotman (Lotman 1972, 2010), die Theorie der „Transit-Orte“ nach Wilhelmer (vgl. Wilhelmer 2015), das Konzept der „Zwischenräume“ bzw. der „kulturellen Hybridität“ (angelehnt an Homi Bhabha) und das Konzept der „Heterotopien“ (nach Michel Foucault). Als Analysemodell für die Untersuchung der „konkreten Räume der erzählten Welt“ (Frank 2017:71) dient das Modell von Caroline Frank, auf das im Folgenden näher eingegangen wird.

Das Analysemodell von Caroline Frank (vgl. Frank 2017) ist, neben Karin Dennerleins Analysemodell (vgl. Dennerlein 2016), das bis dato aktuellste und umfangreichste, raumnarratologische Analysemodell in der Literaturwissenschaft. Im Gegensatz zu Dennerlein geht Frank nicht von einem (künstlich geschaffenen und damit hypothetischem) Modell-Leser aus, sondern sie präsentiert ein Analysemodell, das möglichst viele Aspekte eines literarischen Werkes berücksichtigen kann und relativ problemlos anschlussfähig an weitere Theorien ist. Frank definiert den ‚konkreten Raum der erzählten Welt‘ als

„[...] alle diejenigen Entitäten in Erzähltexten, die zur in der Regel dreidimensionalen Umgebung von Figuren werden können, die ein Innen und ein Außen besitzen und in denen innerfiktionale Handlung stattfinden kann. Dabei werden auch Elemente, die sich in einem Raum befinden, als ein Teil von ihm, als sein Interieur, betrachtet. Zusätzlich zu diesen in der Fiktion Realitätsstatus besitzenden Räumen gehören zu konkreten ‚Raum‘ in dieser Arbeit auch all jene Umgebungen, in denen der Erzählakt stattfindet, sowie all jene Räume, die sich die Figuren nur vorstellen, die aber in ihrer Vorstellung konkret-räumliche Eigenschaften besitzen.“ (Frank 2017:71 f.)

Dabei fällt auf, dass Frank – ebenso wie Dennerlein – die metaphorische Verwendung des Begriffes Raum in ihrer Analyse gänzlich unberücksichtigt lässt. Letztere wird jedoch als wesentlich erachtet und soll bzw. muss bei der Analyse des konkreten Raumes der erzählten Welt eines literarischen Textes – und nicht nur am Beispiel von interkultureller Literatur bzw. Migrantenliteratur – immer „mitgedacht“ werden. Auf diese Weise wird versucht, beide Raumkonzepte – konkrete und metaphorische Räume – miteinander zu verschränken und dadurch die metaphorischen Räume in Franks Modell mit zu integrieren. Diese Methode der Überlagerung von metaphorischen und konkreten erzählten Räumen ist zwar nicht trennscharf, sie scheint trotz dessen oder gerade deswegen die geeignetere, weil effektivere Methode zu sein. Bei einer zeitlich nacheinander folgenden Analyse der konkreten und der metaphorischen Räume würde es unweigerlich zu unnötigen Wiederholungen und Redundanzen kommen.

Frank unterscheidet drei Analyseschritte: 1) Die Auswahl und Kombination von Teilräumen (topographischer Raum), 2) die narrative Darstellung und 3) die Semantiken des erzählten Raumes. Bei ersterem geht es darum, festzustellen, welche räumlichen Bezugfelder die Auswahl und Anordnung erzählter Räume bestimmen. Es wird angenommen, dass fiktionale Räume auf reale Räume und auf andere Texträume zurückgreifen, die beide zur Gruppe der außertextuellen Referenzen zählen. Es soll zudem festgestellt werden, in welchem qualitativen Verhältnis die Teilräume zueinanderstehen, in Opposition, Korrelation, Substitution oder Permutation. Beim zweiten Schritt, der Analyse der narrativen Darstellung des erzählten Raumes geht es darum, die Frequenz, Dauer und Chronologie raumbezogener Informationen in den Texten festzustellen. Es wird zudem untersucht, welche Art von Fokalisierung vorliegt, und welche Modi der Darstellung von Räumen – Beschreibung, Bericht, Kommentar oder Rede – dominieren. In einem dritten Schritt werden die Bedeutungen der erzählten Räume analysiert. Raum wird als eine Größe betrachtet, die auf etwas Anderes verweist und selten nur auf sich selbst bezogen ist. Raumdarstellung kann Informationen auf die anderen Konstituenten der epischen Situation (Figuren, Handlung, Zeit) vermitteln.

Für die Untersuchung der erzählten metaphorischen Räume kann nicht auf ein ausgearbeitetes Analysemodell Bezug genommen werden, da es ein solches (noch) nicht gibt. Die metaphorische Verwendung des Begriffes „Raum“ erscheint ungleich komplexer und damit schwieriger zu analysieren

und zu kategorisieren. In diesem Beitrag wird deshalb von vornherein eine Einschränkung vorgenommen und die Analyse auf einige wenige metaphorische Räume festgelegt: solche, die bereits bei oben genannten Raum-Theoretikern explizit in Augenschein genommen worden sind und (erfahrungsgemäß) in der interkulturellen Literatur bzw. Migrantenliteratur eine gewichtige Rolle spielen können und diejenigen metaphorischen Räume, die bei der Rezeption des jeweiligen Textes am „augenfälligsten“ erscheinen. Es handelt sich unter anderem um Grensräume, Zwischenräume, hybride Räume oder heterotope Räume. Räume der Zugehörigkeit, der Macht oder Räume mit transitärem oder marginalem Charakter können ebenso präsent sein. Eine vollständige Aufarbeitung der metaphorischen Räume kann im vorgegebenen Rahmen nicht angestrebt sein, außerdem bleibt die Auswahl immer subjektiv. Sie ergibt sich aus der individuellen Analyse eines Romans mittels der Methode des „close reading“.

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass für die Analyse des Textes verschiedene theoretische Ansätze herangezogen werden, die sich mit diversen Aspekten der Raumproblematik beschäftigen, jedoch jeweils nur auszugsweise, abhängig von ihrer Relevanz für die gestellte Fragestellung und ihrer Anwendbarkeit auf den Text. Sie sollen als Beschreibungshilfe für bestimmte Phänomene dienen, die im Text aufgefunden wurden.

3. Raumkonstellationen im Roman ‚Café Slavia‘

Filips ‚Schelmenroman‘ (Faryar 2009:7) ‚Café Slavia‘ handelt vom Leben des Nikolaus Graf Belecaredos, dem Letzten seines Geschlechtes, der in Prag zwischen 1910 und 1968 die großen Umwälzungen des 20. Jahrhunderts erlebt: das Ende der Habsburger Monarchie, die erste Tschechoslowakische Republik, zwei Diktaturen (die nationalsozialistische und kommunistische) bis hin zum Ende des ‚Prager Frühling‘ 1968. Als Verwandlungskünstler wechselt Belecaredos immer wieder die Masken, um zahllose Frauen zu verführen, sich anschließend vor ihren Nachstellungen zu schützen und um möglichst unbeschadet die geschichtlichen Ereignisse dieser unruhigen Zeiten zu überstehen. Viele seiner unzähligen illegitimen Kinder werden Vertreter des jeweils herrschenden Regimes oder Revolutionäre, Spitzel und Mörder. Als ruhiger Hafen dient dem Grafen das Café Slavia, in das er täglich um die Mittagszeit einkehrt, mit seinem Oberkellner Herr Alois, der dem Grafen treu zur Seite steht (vgl. Filip 1985: Klappentext).

Im Folgenden wird mittels des weiter oben beschriebenen Dreischritts die Analyse des konkreten Raumes nach dem raumnarratologischen Analysemodell von Frank durchgeführt. Parallel dazu erfolgt, wo es sich anbietet, ebenfalls die Analyse der metaphorischen Räume.

3.1 Auswahl und Kombination von Teilräumen des erzählten Raumes

‚Café Slavia‘ ist – unter anderem – ein topographischer Roman. Es werden von Beginn an Räume auf der linken Seite der Moldau Räumen auf der rechten Seite gegenübergestellt: *Fünfunddreißig Jahre lang ging ich täglich – Sonn- und Feiertage ausgenommen – zwischen elf Uhr und elf Uhr dreißig über die Karlsbrücke vom rechten Moldauufer zum linken* (CS:7). Es überwiegen Darstellungen von topographischen Räumen mit realweltlichem Pendant.³ Der Protagonist Graf Belecaredos wächst im Palais seiner wohlhabenden Eltern auf der linken Seite der Moldau in der Nähe des Laurenziberges und der Kleinseite behütet und von der Außenwelt abgeschirmt auf. Er besucht mit seiner Gouvernante einmal die Karlsbrücke und die Nikolaus-Kirche und wird ansonsten in dunklen Räumen gehalten, da man sich wegen eines erlittenen Schocks⁴ ob seiner geistigen und körperlichen Entwicklung Sorgen macht. Mit

³ Heteroreferentielle Bezüge, welche sich auf fiktionale Raumentwürfe anderer Texte, z. B. Rilkes ‚Prager Geschichten‘ oder Hrabals ‚Als ich den englischen König bediente‘ etc. beziehen, werden in der Analyse ausgespart, da die Intertextualität eine eigene Untersuchung erfordert und dies den Rahmen dieser Arbeit sprengen würde. Die Fülle der Diskurse, auf die narrative Raumstrukturen potenziell Bezug nehmen können, entzieht sich einer Systematisierung (vgl. Frank 2017:226).

⁴ Graf Belecaredos hatte als Kind bei einem Spaziergang mit seiner Gouvernante die Gründungsurkunde der Karlsuniversität Kaiser Karl IV. am Kreuzherrenplatz fälschlicherweise als erigiertes Glied des Kaisers angesehen.

dem Eintritt in die Pubertät beginnt Belecaredos, unbeobachtet von seinen Eltern und seiner strengen Gouvernante, jeden Tag von diesem Kleinseitner Idyll über die Karlsbrücke auf die rechte Seite der Moldau zu spazieren. Hier – in den Gassen, Straßen und auf den Plätzen und in verschiedenen Wohnungen in der Prager Altstadt und Neustadt – erlebt er seine vielen und teils wundersamen Abenteuer. Er verliebt sich das erste Mal, er lernt auf geheimen Treffen russische Revolutionäre und Lenin selbst kennen und er beginnt aus Liebeskummer seine zahllosen sexuellen Abenteuer mit größtenteils Zufallsbekanntschaften. Abends kehrt er jeweils mehr oder weniger erschöpft in sein Palais zurück.

Die Moldau bildet hier die natürliche Grenze zwischen diesen beiden in Opposition stehenden „Großräumen“. Diese Grenze ist aber für Belecaredos nicht (mehr) unüberwindlich (im Sinne von Lotman), sondern durch die Karlsbrücke und die Franzensbrücke für jedermann, also auch für ihn, überwindbar. Die zugefrorene Moldau verliert ihren linearen Grenzcharakter und wird selbst zu einem Grenz-Bereich (im Sinne von Lotmans „Semiosphäre“). Dieser Grenz-Raum fungiert als dynamische Kontaktregion: Belecaredos lernt gerade hier seine erste Liebe kennen, durch die er schlussendlich auch *in die große Geschichte* (CS:48) hineingezogen wird. Durch die beiden Inseln in der Moldau, die Kampainsel und die Schützeninsel, auf denen ebenfalls wie auf den Brücken teils dramatische Handlungen ablaufen, wird dieser Grenzraum noch erweitert und dynamisiert.

Teilt man die in ‚Café Slavia‘ dargestellten Räume nach ihren Funktionen und Charakteren ein, so kann dieses bipolare Raummuster zunächst beibehalten werden. Die Räume auf der linken Seite dienen dem Grafen der Erholung von seinen täglichen Abenteuern. Hier fühlt er sich geborgen und sicher, dahin zieht er sich jeden Abend zurück und diese Räume benutzt er bevorzugt zum Nachdenken und Sich-Erinnern. So haben diese konkreten Räume der erzählten Welt eine eher passive Funktion und einen vorwiegend statischen und privaten Charakter. Demgegenüber übernehmen die Räume rechts der Moldau eher aktive Funktionen und haben einen mehr dynamischen und öffentlichen Charakter. Dort ist Belecaredos täglich unterwegs, er geht spazieren, beobachtet das Treiben in der Stadt und spricht wildfremde Frauen an, um sie zu verführen. Seine obskure Theorie – *eine allgemeine Verschwägerung der Gesellschaft* (CS:225) – scheint ihn dazu anzutreiben. Als ihm seine erste Liebenschaft mitteilt, dass sie von ihm schwanger sei, beginnt Belecaredos seine mehr oder weniger plan- und hoffnungslose Flucht, die ihn – im Rückblick des alten Mannes – zu keinem Ziel gebracht hat:

An diesem Tag, als das Tauwetter mit kaltem Regen und Nebel die Eisdecke des Flusses aufzureißen begann, betrat ich meinen Fluchtweg, der mich bis heute noch nicht ans Ziel geführt hat. Sie werden mich, lieber Freund, fragen; Wohin wollten Sie fliehen? Ich werde Ihnen jedoch keine Antwort geben können, denn ich weiß es nicht. (CS:62)

Der Grenzraum Moldau-Brücken-Inseln wird im Laufe der Geschichte Schauplatz zahlreicher dramatischer Ereignisse, so dass er gleichzeitig aktive und passive Funktionen übernimmt. Er bildet damit ein Verbindungsglied zwischen dem aktiven Bereich der rechten Moldauseite und dem passiven Bereich der linken Moldauseite. Der Graf überschreitet von nun an nicht nur täglich die natürliche Grenze der Moldau, sondern er überschreitet auch immer wieder metaphorische Grenzen. Durch seinen sexuell ausschweifenden Lebensstil und seine Verantwortungslosigkeit gegenüber den von ihm verführten Frauen und den von ihm gezeugten Kindern überschreitet er z. B. ständig moralische und ethische Grenzen: „Die unkonventionelle Lebensweise des Lebenskünstlers Belecaredos stellt eine einzige bewegliche Überschreitung der Grenze der Normalitäten dar“ (Faryar 2004:77).

Dieses bipolare Raummuster, das der Graf regelmäßig durchschreitet, erweitert sich, als er mit dreiundzwanzig Jahren (19. Geschichte) das erste Mal das Café Slavia auf der rechten Seite der Moldau besucht. Inmitten der aktiven und öffentlichen Zone schafft er sich somit einen weiteren privaten Bereich der Erholung und Sicherheit, einen „dritten Raum“, der die bisherige räumliche Binarität destabilisiert. Als er seinen ersten Kognak bekommt, spricht ihn der Oberkellner Herr Alois mit den prophetischen Worten an:

Hier sind Sie gut aufgehoben, Herr Graf! Der Tisch ist von nun an Ihr Ankerplatz, der sichere Hafen. Mir können Sie alles erzählen, denn das hier ist kein gewöhnliches Café, sondern ein Zufluchtsort. Das Leben fließt an uns vorbei. Wenn sie an Ihrem Tisch sitzen, sind sie von allem, was hinter diesen Fensterscheiben geschieht, abgekapselt. (CS:85)

Hier bleibt der Graf fast immer alleine an seinem Stammsitz sitzen und beobachtet durch das große Fenster die Stadt oder denkt über sein Leben nach. Er spricht fast nie mit anderen Gästen, ist sich deren Anwesenheit jedoch immer bewusst.

Als Folge seiner zahllosen sexuellen Abenteuer⁵ muss der Graf immer wieder vor den Frauen, die er geschwängert hat, fliehen. Er versucht mehr und mehr verzweifelt, aber meistens vergeblich sich in Wohnungen, die seine *Vorfahren in Prag als geheimgehaltene Rettungsinseln zusammengekauft hatten* (CS:103), zu verstecken. So zerfallen allmählich die anfangs regelmäßigen Raum- und Bewegungsmuster bis sie sich vollständig auflösen. Belecaredos irrt am Ende täglich durch die Stadt und kann sich nur noch an wenigen Punkten, dem Café Slavia, der Statue der heiligen Ludmila und im Schatten Karls IV. orientieren (vgl. CS:244).

3.2 Narrative Darstellung des erzählten Raumes

Schon vor dem „spatial turn“ und der damit einhergehenden Wiederentdeckung des Raumes in der Literatur gab es bereits analog zur Unterscheidung in „Erzählzeit“ und „erzählte Zeit“ die Unterscheidung in „Erzählraum“ und „erzählten Raum“ (Kahrmann et al. 1991:158 ff.). Der Erzählraum ist in ‚Café Slavia‘ bereits zu Beginn und dann wieder am Ende des Romans klar ersichtlich und bleibt auch während der Geschichte konstant der gleiche: Es ist die Karlsbrücke. „Der Erzählakt findet auf einer Grenze, auf der Karlsbrücke statt, die als ‚Grenzraum‘ semantisiert wird“ (Faryar 2004:76). Im Prolog erfährt man, dass ein namenloser Schriftsteller, der als Rahmenerzähler fungiert, zwanzig Jahre lang bei seinem täglichen Gang über die Karlsbrücke Graf Belecaredos begegnet war, ohne dass etwas passiert sei. Als der Graf ihn eines Tages auf der Brücke bei der Statue des heiligen Nepomuk anspricht, beginnt nach anfänglichem Zögern eine Reihe von insgesamt zweiundachtzig Geschichten des Grafen, die er dem Schriftsteller jeweils *Punkt halb zwölf vor der Statue des Heiligen Nepomuk* (CS:10) erzählt. Belecaredos erzählt von seinem ganzen Leben, „seiner Kindheit, seinen Erlebnissen, Gedanken, Ängsten und Konflikten“ (Faryar 2004:76) im epischen Präteritum. Es handelt sich bei ‚Café Slavia‘ also um eine intradiegetisch-homodiegetische Erzählhaltung und um eine retrospektive Ich-Erzählsituation.⁶ Räumlich betrachtet hat dies zur Folge, dass die Räume vom Binnenerzähler Belecaredos rein subjektiv erlebt und geschildert werden. Nur stellenweise wird eine auktoriale Erzählhaltung eingenommen. Die Fokalisierung ist intern, man erfährt nur was Belecaredos weiß. Es liegt ein dominant chronologisches Erzählen mit zahlreichen Ana- und Prolepsen vor. Als typisch slawische Erzähltradition gilt nach Filip die Erzählart, „Höhepunkte aufzubauen und kurz vor dem Ziel abubrechen“ (Filip in Faryar 2004:66). Die Erwartungshaltung des Lesers wird dadurch nicht erfüllt.

Wie bereits erwähnt handelt es sich bezüglich der narrativen Darstellung bei ‚Café Slavia‘ um einen Schelmenroman, wie folgende typische Merkmale bestätigen: Die Abenteuer des Helden Belecaredos werden durchgehend und ausschließlich aus der Ich-Perspektive erzählt und es liegt das Erzählprinzip der additiven Reihung von nur durch den Helden verbundenen Episoden vor, welche zuweilen durch Kommentare oder Moralpredigten durchbrochen werden (vgl. Schweikle 1990:406). Auch andere Merkmale des Schelmenromans, wie Vielfalt der Schauplätze (Karlsbrücke, Kreuzherrenplatz, Palais, Straßen, Kirchen, Wohnungen, Café Slavia etc.) und Figuren (über zwanzig Figuren!), Abenteuermotivik

⁵ Nach seinem zweihundertsten Erfolg bei den Frauen sei er erschöpft gewesen (vgl. CS:82) und bei seiner Gerichtsverhandlung am Ende der Geschichte klagen ihn *alle [s]eine Söhne und Töchter, es waren an die hundert* (CS:253) an.

⁶ Der These, dass Filip im Jahr 1998 ans Licht gekommene Verstrickung in Machenschaften des ČSSR-Geheimdienstes sich im Verhalten des vergeblich flüchtenden Protagonisten widerspiegeln, wird nicht nachgegangen, da sie hypothetisch ist.

und die ungeschminkt-realistische Beschreibung von Details sowie die durch die Erzählperspektive vermittelte pessimistische, die Welt in Frage stellende Sicht des Protagonisten liegen vor (ebd.:406). So hat der Graf, als er im Jahre 1945 von tschechischen Aufständischen niedergeschlagen und an den Füßen aus dem Café Slavia auf die Straße hinausgezerrt wird, immer noch die Muße, seinen Blick auf scheinbar unwichtige Details ablenken zu lassen:

Ich sah Tisch- und Stuhlbeine, alles aus edlem Holz, an mir vorübergleiten, dann rumpelte mein Kopf, ohne daß ich es fühlte, die Treppen vor dem Eingang zum Café Slavia hinunter und gleich darauf sah ich die feine Struktur der Pflastersteine, die rot weiß gefärbt waren, vor meinem kurzsichtigen Auge fliehen. Als alles zum Stillstand kam, sah ich Mariannes schön geformten Knöchel und links die Schuhsohle eines Soldatenstiefels; dazwischen lag ein Stück abgerissener Haut mit Haaren bewachsen. (CS:175 f.)

Die satirisch verzerrte Form der Darstellung, die auch eine distanzierte, ironische und kritische Erzählweise ermöglicht, wird auch noch anderweitig deutlich. Neben zahlreichen Hyperbeln⁷ gibt es eine Vielzahl von metaphorischen Wendungen, was (auch) den Räumen eine surrealistische Dynamik verleiht. Dies wird insbesondere an der Beschreibung des Körperraumes deutlich. Als der Graf als Kind versehentlich den Penis des Kaisers Karl IV. erblickt, bedeckt seine Gouvernante schnell seine Augen und presst ihn an sich:

Da hörte ich aus dem Innern der mutmaßlichen Fürstin ein rhythmisches Dröhnen, das dumpfe, fremdsprachige Gemurmel ihrer Seele. Je länger ich den geheimnisvollen Schlägen, dem gedämpften Wirbel düsterer Stimmen lauschte, umso deutlicher erkannte ich, dass die verschiedensten Geräusche und Laute den ganzen Körper der Mischkina erfüllten, dass jedoch jeder Körperteil sich auf seine spezifische Art und Weise artikulierte. Aus dem Innern ihres Busens hörte ich schwarze Trommeln. Von oben, aus ihrem Kopf, glaubte ich das Dröhnen eines aufziehenden Wirbelsturmes wahrzunehmen. In ihrem Bauch knurrte ein gelangweiltes Raubtier, und im feuchtdunklen Dschungel unterhalb des Bauches zischten ganze Knäuel braunroter Giftschlangen. (CS:29)

Bezüglich des Erzählstils gibt es keine umfassende Beschreibung. Am ehesten ist ‚Café Slavia‘ noch dem magischen Realismus zuzurechnen, teilweise mischen sich jedoch magisch-realistische und surrealistische Tendenzen. So verspiegelt der Roman „den magisch, mystisch oder melancholisch anmutenden Geist der [Goldenen Stadt; K. G.] Prag“ (Faryar 2004:135).

‚Café Slavia‘ ist narratologisch betrachtet nicht nur ein Schelmenroman, sondern auch ein Prager Roman. Die historischen Elemente der Stadt werden subjektiviert, was sich in Lottmanns Terminologie, im „Sujetsystem“ der semantischen Struktur erklären lässt (vgl. Faryar 2004:95). Personifikationen von Räumen und die damit einhergehenden Raumveränderungen wirken belebend und dynamisierend. Bei der Empfindung starker Emotionen übertragen sich diese inneren Erschütterungen des Grafen gleichsam auf seine räumliche Umgebung bis hin zum gesamten Stadtraum von Prag, ja teilweise sogar bis ins Prager Hinterland⁸. Als die Polizei bereits hinter einem (bislang unbekanntem) *Wüstling her* [ist: K. G.], *der an verschiedenen Prager Ecken Frauen belästigt und verführt* (CS:96, 97), ertappt ihn eines Tages der Vater einer seiner Bekanntschaften, ein Polizist, auf frischer Tat. Die Reaktion des Grafen, als der Oberwachtmeister Kudlatschek das Zimmer stürmt und den Grafen mit seiner Tochter im Bett erwischt, wird folgendermaßen geschildert:

Der harte Schlag saß. Es ist zwar nicht möglich, im Liegen zu taumeln, ich taumelte trotzdem und mit mir das Bett, die Wände, das ganze Haus, ja vielleicht die gesamte Stadt. Fließender Sand, seit Jahrtausenden von der Moldau ins Becken zwischen Laurenziberg und dem Ziska-Berg angeschwemmt, setzte sich in Bewegung. (CS:109)

⁷ Nach seinem zweihundertsten Erfolg bei den Prager Frauen fühlt Belecrosos sich erschöpft (vgl. CS:82). Im Laufe seines Lebens zeugt er auf diese Weise *an die hundert Söhne und Töchter* (CS:253).

⁸ Mehrfach beobachtet der Graf über sich und der Stadt *Meteoriten sausen* und hört sie *in den Schatten der hügeligen böhmischen Landschaft* (CS:128) fallen.

Nach Massum Faryar, dem Verfasser der einzigen auf Deutsch zur Verfügung stehenden Monographie zu Ota Filip und seinem Werk, werden auf diese Weise „historische Objekte [...] im Kontext der Erzählung gewissermaßen lebhaft und ‚beweglich‘, sie werden personifiziert, verändern sich – laut Fiktion – im Einklang mit den Ereignissen oder mit den Seelenzuständen des Protagonisten“ (Faryar 2004:95 f.).

Diese Dynamik der historischen Orte korreliert mit einer dynamischen Erzählhaltung des Ich-Erzählers, sprich mit seiner Unzuverlässigkeit. Der Graf sieht sich selbst als einen unsicheren Erzähler und hat ein besonderes Verhältnis zur „Wahrheit“. Dies wird deutlich, wenn er nach einigen Episoden den Rahmenerzähler erneut anspricht:

Lieber Freund, Sie müssen mir also verzeihen, wenn ich mich irre. Aber sie waren nicht dabei, keiner von denen, die damals dabei waren, lebt heute noch. Ich bin der allerletzte Zeuge; auch wenn ich mich tatsächlich irren sollte oder absichtlich lüge, ist es die Wahrheit. (CS:120)

Er ist somit auch für den Leser ein unzuverlässiger Erzähler. Von Beginn an weist er wiederholt auf seine eingeschränkte Sehfähigkeit hin. Sein rechtes Auge sei kurzsichtig, das linke Auge dagegen *ein Wunder an Weitsichtigkeit* (CS:12). Dazwischen liegt ein unklarer Bereich, eine *Nebelgrenze* (CS:115) den der Graf nicht oder nur unscharf wahrnehmen kann. Der Rahmenerzähler spricht darüber im Prolog: *Die Nebelgrenze, die seine Kurzsichtigkeit von der Weitsichtigkeit trennte, konnte er nie bestimmen* (CS:12). Die Grenzen zwischen erzählter Realität und erzählter Fantasie verschwimmen mit Fortschreiten der Geschichte immer mehr, was die Unzuverlässigkeit des Erzählens zusätzlich verstärkt.

Laut Frank ist für die Analyse der narrativen Darstellung des erzählten Raumes wichtig, den „Wahrnehmungsträger“ (Frank 2017:148) näher in den Blick zu nehmen. Belecundos ist der einzige Wahrnehmungsträger und nimmt die Welt mit allen Sinnen und sehr spezifisch wahr – als eine Kunstfigur, die mit übersinnlichen Fähigkeiten ausgestattet ist (vgl. Faryar 2004:218). Seine Sehfähigkeit ist eingeschränkt und gleichzeitig surreal. So kann der Protagonist über große Abstände von Raum und Zeit hinwegsehen und andererseits in die Details der Gegenstände oder auch Personen hineinschauen:

Von nun an konnte ich nämlich mit ziemlicher Sicherheit unterscheiden, wann mein Same fruchtbaren Boden gefunden hatte und wann er in einer ausgetrockneten Höhle mit kläglichem Wimmern abstarb. Ich vermute, dass dies mit den sonderbaren Eigenschaften meiner Augen zusammenhing. Im Augenblick der Zeugung verwandelte sich mein weitsichtiges Auge in ein weit in die Zukunft gerichtetes Fernglas. Das kurzsichtige Auge nahm dagegen die Eigenschaften eines Mikroskopes an. (CS:125)

Auf diese Weise kommt es zu einer „Verbindung von makroskopischer und mikroskopischer Wahrnehmung“ (Faryar 2004). Wundersam ausgebildete Hör- und Riechorgane gleichen diesen scheinbaren Mangel wieder aus. So erinnert sich Belecundos, wie er als Kind aufgrund eines traumatischen Schockes mehrere Wochen in einem dunklen Raum gehalten wurde und dort eines Tages nur akustisch miterlebte, wie seine Gouvernante sich heimlich mit seinem buckligen Hausarzt Dr. Finkelstein auf einem Sofa in einer Ecke des Raumes einlässt.

Ich kann mir noch heute vorstellen, wie sein Buckel sich damals spannte, wölbte und granithart wurde. Schwören könnte ich, daß ich ein Knistern, Brechen, Biegen und Knattern hörte. [...] Vom Sofa hörte ich nur ein Krächzen, Ächzen, ein Wimmern, Jammern und ein Klatschen, zwischendurch einen dumpfen Aufschlag. Ich zählte die Geräusche, jedoch bei der Zahl einundzwanzig angekommen verwandelten sie sich in ein Trommelfeuer, in ein Staccato heftigen Zusammenprallens, so daß ich das Zählen aufgeben musste. (CS:31 f.)

Es überwiegen – mit Frank gesprochen (vgl. Frank 2017:224) – die dynamischen, ereignishaften und tendenziell zeittraffend erzählten Raumberichte, insbesondere bezüglich der Körper Räume. Die tendenziell ereignislosen, statischen und zeitdehnend erzählten Raumbeschreibungen tauchen dann auf, wenn die topografischen Räume beschrieben werden, d. h., wenn der Graf beobachtend am Fenster des Café Slavia oder seines Palais steht. (Philosophische) Kommentare, die tendenziell ereignislos, statisch und mit

besonderer Affinität zur Pause erzählt werden und die besonders in Form von Reflektionen des Grafen über die Welt im Allgemeinen auftauchen, unterbrechen das chronologische Erzählen.

3.3 Semantiken des erzählten Raumes

Als dritter Schritt, folgend Franks Konzept, sind die semantischen Beziehungen zwischen Raum und den anderen Konstituenten der epischen Situation wie Figuren, Handlung und Zeit zu untersuchen. Hier zeigt sich besonders deutlich, was schon im ersten Kapitel der Raumkonstellationen am Beispiel des Grenzraums deutlich geworden ist, dass nämlich eine klare Trennung zwischen konkreten Räumen der erzählten Welt und metaphorischen (bzw. symbolischen) Räumen nicht möglich ist. Frank berücksichtigt in ihrer Untersuchung automatisch auch die metaphorischen Räume mit, sobald sie auf die Funktionalität bzw. Semantiken der Räume eingeht. Eine in diesem dritten Schritt festgestellte Schwäche im Analysemodell ist, dass einige Aspekte – wie zum Beispiel die Funktionen der Räume – wiederholt in der Analyse auftauchen. Diese können als Einteilungskategorie fungieren, sie beschreiben aber auch die Beziehung zwischen Raum und Figuren. Ändern sich die Funktionen der Räume, so taucht dieser Aspekt nochmals in der Untersuchungskategorie „Raum und Zeit“ auf. Eine Analysemethode zu wählen, die dezidiert die einzelnen Konstituenten der epischen Situation analysiert – ohne jegliche Überlappungen –, erscheint jedoch wenig sinnvoll, wenn nicht unmöglich.

3.3.1 Raum und Figuren

Die Figuren, insbesondere der Protagonist Belecados, haben ein dynamisches Verhältnis zu den (von ihnen benutzten) Räumen. Dies zeigt sich insbesondere an den sich verändernden Funktionen der Räume für Graf Belecados. Um mit Martina Löw zu sprechen: Ein und derselbe „Ort“ erfüllt zeitgleich oder nacheinander unterschiedliche Funktionen als „Raum“ (Löw 2001). Besonders deutlich zeigt sich diese Dynamik im Verhältnis des Grafen zum Raum seines Palais. Mehr oder weniger eingesperrt wie in einem „Goldenen Käfig“ verbringt der Graf seine behütete aber problematische Kindheit im Palais seiner Eltern. Die wenigen Ausflüge in die Stadt darf er nur in Begleitung seiner strengen, russischen Gouvernante Mischkina unternehmen. Mit Eintritt in die Pubertät verlässt er das Palais alleine, was er von nun an täglich macht. Das Palais dient ihm von nun an als sein allabendlicher Rückzugsort, an dem er sich von seinen täglichen Ausflügen in die Stadt erholen kann, sich geborgen und sicher fühlt und wo er gerne über sein Leben nachdenkt. Als er eines Tages erfährt, dass ihn sein langjähriger Diener Václav bei der Polizei denunziert hat, fühlt er sich in seinem Palais nicht mehr sicher und flieht in eine seiner Wohnungen in Prag. Diese bietet ihm aber auch nur vorübergehend Unterschlupf und Sicherheit vor den Nachstellungen der Polizei und seiner vielen Liebschaften. Aus gern und regelmäßig besuchten Räumen der Sicherheit und Geborgenheit werden so Räume der Unsicherheit, des Verrats, Räume, die von Belecados gemieden werden.

Auch die Funktion des Café Slavia ändert sich für Belecados und auch die anderen Besucher. Anfangs von ihm ebenfalls als ein Rückzugsort, ein Ort der Sicherheit und Verschwiegenheit empfunden und dementsprechend genauso wie sein Palais täglich vom Grafen aufgesucht, stellt sich jedoch heraus, dass es die ganzen Jahre ein Ort war, in dem Belecados vom Ober Alois denunziert worden ist, also ein Ort des Verrats und der Gefahr. War das Café Slavia vorher für Belecados und die anderen Besucher immer *ein fester Punkt in einer verrückten Welt* (CS:251) gewesen, wie ein Beichtstuhl mit dem Ober Alois als Pfarrer (vgl. CS:251), so ist am Ende *die hauchdünne Glaskugel, in deren Mitte [...] [der Graf sich; K.G.] im Café Slavia stets fühlte, an einigen Stellen zersprungen* (CS:251). Der Graf hat gewissermaßen seinen Lebensmittelpunkt verloren. Von da an meidet er das Café Slavia ebenso.

Das Verhältnis des Protagonisten zum Raum der Stadt Prag insgesamt ändert sich ebenfalls. Fühlt er sich als Kind unter der Betreuung seiner Gouvernante im Palais noch wie im Paradies (vgl. CS:30), so wird sein Verhältnis zur Stadt zunehmend schwieriger. Als Jugendlicher findet er in der Wohnung in der Fleisnergasse, dem *einzigsten Ort in ganz Prag, wo man noch etwas erleben kann* (CS:46), ersten Kontakt zur Außenwelt und erlebt sein erstes sexuelles Abenteuer. Dort trifft er auch auf Lenin und andere ausländische Revolutionäre, die nach Prag geflohen sind und sich in der Wohnung verstecken. Häufig,

wenn Belecaredos am Abend in sein Palais zurückkehrt, steht er am Fenster im obersten Stockwerk und genießt den schönsten Ausblick auf Prag (vgl. CS:65, 205). In seiner Jugend scheint der Graf überwiegend glücklich und zufrieden mit seinem Leben in Prag zu sein.

Als junger Erwachsener steht der Graf als Verwandlungskünstler und verführerischer Hochstapler an verschiedenen Prager Ecken und verführt erfolgreich zahllose Frauen. Dies ist gewissermaßen die einzige Beschäftigung, der der Graf in Prag regelmäßig nachgeht. Trotz dieser zahlreichen sexuellen Abenteuer ist der Graf aber nicht fähig, eine echte, engere Beziehung mit einer Frau einzugehen. Dieser (scheinbare) Widerspruch offenbart seine Beziehungsunfähigkeit.

Mit der Zeit wird sein Verhältnis zur Stadt, insbesondere zu ihren Bewohnern, immer schwieriger. Dies zeigt sich erstmals in der Stunde, in der er seinen Sohn Thomas den Pfeifer zeugt: Da *geschah in Prag viel Böses* (CS:107). Die Mittaghexe ging um. Belecaredos lästert von nun über die *unzähligen Prager Klugscheißer* und bedauert dagegen deren *ehrliche [...] Spitzel* (CS:112 f.). Schließlich gehen in Prag, der Stadt, die ihn angeblich nicht mochte, Gerüchte um, dass er in einen schrecklichen Spionagefall verwickelt worden sei. Als Prag die Hauptstadt eines neuen Staates geworden ist, muss der Graf sein Palais an einen Makler verkaufen und darf nur noch in der obersten Dachgeschoßwohnung des Palais wohnen. Das Zusammenleben mit der Prager Bevölkerung insgesamt wird für Belecaredos zusehends komplizierter und gefährlicher. Am Tag des Prager Aufstandes gegen Ende des Zweiten Weltkrieges wird er von aufständischen Tschechen im Café Slavia entdeckt, zusammengeschlagen und beinahe gelyncht (vgl. CS:175). Es sind die Prager Anarchisten, die ihn am Altstädter Ring zusammenschlagen und die Mariensäule umstürzen. Selbst das Prager Jesulein, das er mit seiner Gouvernante als Kind besucht hatte, erinnert ihn nur noch an *hartnäckige Sünder und Häretiker, die es in dieser Stadt immer reichlich gab* (CS:157). Und eine Redakteurin einer kommunistischen Zeitung will Belecaredos zum Thema *Überbleibsel des Feudalismus in Prag* (CS:160) interviewen. Nach all diesen negativen Erfahrungen kommt ihm der Gedanke, dass Prag für seine ständig wachsende Familie und sein Schicksal zu klein werde und er ausbrechen könnte (vgl. CS:168). Der Raum der Stadt Prag mit all den Figuren wird dem Grafen mehr und mehr zuwider.

Nach dem tragisch-komischen Tod seines Jugendfreundes Heinrich, der ebenfalls von seinem Landsitz verjagt worden war und bei Strafarbeiten in einen Brückenpfeiler einbetoniert wurde, erreichen diese Veränderungen eine neue Qualität: [Es; K. G.] *geschah etwas Seltsames: Die Wetterlage über Prag, vielleicht auch über ganz Böhmen, änderte sich grundsätzlich.* (CS:228) Schließlich gibt es auch noch eine Sonnenfinsternis. *Nie zuvor war es in der Stadt so düster und mäuschenstill. Die Stadt scheint wie in Asche und Staub verwandelt* (CS:228).⁹ Die räumlichen und sozialen Veränderungen beeinflussen sich wechselseitig und scheinen sich sogar klimatisch auszuwirken. Raum ist ein Barometer für die Stimmungen des Grafen. Geht es ihm gut, so kann er z. B. einfach den schönen Ausblick auf die Stadt genießen, ist er betrübt, wird alles um ihn herum dunkel und still.

Ein ganz anderer, spezifischer Raum, der im Roman besonders häufig artikuliert und ausführlich beschrieben wird, ist der Körperraum, insbesondere der „Gesichtsraum“. Der Graf lacht nie, weil sonst seine Haut reißt. Als er in die Pubertät kommt, ist sein Gesicht plötzlich von Pickeln übersät (CS:38). Beim Versuch, den Bartwuchs zu fördern, verunstaltet er sein Gesicht zu einem Schlachtfeld (CS:42). Mit blutig geschlagenem Gesicht erwacht er vor der Mariensäule (CS:135). Am Ende *trägt er die Spuren der Geschichte in seinem Gesicht zur Schau* (CS:182). Am Ende kratzt er sich seine Maske ab und *sieht sein wahres Gesicht wieder: eine wahre Trümmerlandschaft* (CS:214). Belecaredos wird von seinen Eltern, der Gouvernante und den Ärzten als geistig unterentwickelt, aber übersensibel betrachtet, seine Riech- und Hörorgane seien dagegen wahre Naturwunder (vgl. CS:31). Sowohl bei seinem buckligen Hausarzt Dr. Finkelstein erlebt Belecaredos *biologische Metamorphosen seines Buckels* (CS:31) mit, als auch bei Marianne, mit der er sich zusammen einmauert, die von ihm schwanger wird und deren Körper sich zu einem großgewachsenen Säugling verändert (vgl. CS:203). Belecaredos selbst durchlebt ebenfalls eine unnatürlich ablaufende, sprunghafte Metamorphose vom Jungen zum Mann (vgl. CS:38). Diese hält Dr.

⁹ Die Symbolik der im Roman verwendeten Farben unterstützt diesen Eindruck, z. B. schwitzen die Steine braun, als die deutschen NS-Truppen in Prag einmarschieren.

Finkelstein für eine biologische Revolution und er ist dadurch von seiner *Theorie des revolutionären Sprungs* (CS:39) noch fester überzeugt.

Der Graf wechselt als Verwandlungskünstler täglich die Masken. Auf diese Weise schlüpft er in zahlreiche verschiedene Identitäten: die des leichtsinnigen Dichters, des klugen Mannes in den besten Jahren, des verantwortungsvollen Vaters, des jungen Dandys etc. Niemals behält der Graf die Identität für eine längere Zeit. Neben der Verführung von Frauen übernehmen die Masken im Laufe der Zeit auch noch eine andere Funktion, die des Schutzes: *Sie sollten mich nicht nur entsprechend meinen Gemütszuständen verändern, sondern auch schützen. Die Schminke und der Bart waren mein Harnisch* (CS:244). Anfangs ist er durch die Masken vor den Nachforschungen und Forderungen der von ihm geschwängerten und anschließend jeweils sofort wieder verlassenen Frauen geschützt, später dann vor den revolutionären Truppen in Prag. Diese Kunst des Maskierens hätten auch schon seine Vorfahren hervorragend beherrscht und die historischen Ereignisse, die Belecrosos im Café Slavia sitzend an sich vorbeiziehen sieht, empfindet er wie eine Theaterinszenierung:

Das Spiel hieß sehr oft anders, die Kulissen und die Komödie bleiben aber dieselben. Ab und zu wurden Kostüme gewechselt, neue Masken angelegt, neue Programme und Ideologien verkündet, aber sie waren hier immer nur das, was sie seit eh und je tatsächlich waren: Metaphern. (CS:164)

Der Graf sieht die Welt als Theater an. Jahrelang war er darin nur Zuschauer, er saß in der Loge des Café Slavia (oder an seinem Fenster im Dachgeschoss des Palais), bis er eines Tages aus seinem kleinen Idyll *in die große Geschichte* (CS:48) hineingezogen wurde. Er war von nun an Akteur, aber ein sehr passiver Akteur. Wie Kulissen lässt er sich herumschieben, lässt alles mit sich geschehen, da gegen sein Schicksal, seine Vorbestimmtheit des Lebens sowieso niemand ankomme (vgl. CS:103, 218). Beim Erzählen seiner vielen Geschichten wird sich der Graf bewusst, dass „die Geschichte“ nur *die Geschichte ihrer zahlreichen Interpretationen* (CS:48) ist. An anderer Stelle bestreitet er ganz und gar, dass es in Prag noch eine große Geschichte gebe. So erklärt er Sarah, die ihr gemeinsames Kind dem Grafen zu Obhut geben will, da sie als Kämpferin für die Revolution arbeiten will, mit pathetischen Worten:

Wir leben hier abseits der Geschichte, Sarah, hier passiert schon seit 1620 nichts Besonderes. Die große Geschichte hat in dieser Stadt aufgehört. [...] Das ist eine Stadt und ein Land, in dem es sich auch ohne große Geschichte leben läßt. (CS:96)

Als er zufällig eine ehemalige Liebschaft trifft, verfolgt diese ihn und er gerät in eine Falle. Auch das hält Belecrosos für eine *Fehlkonstruktion der Geschichte* (CS:121). Die „kleine Geschichte“ des Grafen wird mit der „großen Geschichte“ Prags und Böhmens verbunden: In der Dachkammer seines Palais wartet er *geduldig und mit großer Sehnsucht den Zerfall der Monarchie ab* (CS:131).

3.3.2 Raum und Handlung

Wie bereits erwähnt, hängt der Aspekt der Handlung eng mit dem der Figuren zusammen. Um nicht noch einmal zu wiederholen, welche Bedeutung die Räume für die Figuren haben, d. h. auch welche Figuren (typischerweise) welche Handlungen ausführen, soll hier nur noch einmal zusammenfassend auf den räumlichen Aspekt des sozialen Abstiegs des schelmischen Helden eingegangen werden, um anschließend zu ergänzen, ob und welche Handlungsmuster oder Bewegungsmuster in den Räumen und bei den Figuren zu erkennen sind.¹⁰

Wie gezeigt worden ist, bekommt nicht nur der Raum der Stadt für die Figur des Grafen eine immer negativere Bedeutung, sondern auch dessen Beziehung und sein Verhalten zu den Bewohnern

¹⁰ Es können nicht alle potenziell möglichen Beziehungen zwischen Handlung und Raum aufgelistet werden (vgl. Frank 2017:226).

ändert sich stetig: vom Positiven zum Negativen.¹¹ Die dynamische Beziehung zum Stadtraum steht in wechselseitigem Verhältnis zu seinem Verhalten. Belecundos steigt – metaphorisch gesprochen – von der obersten Sprosse der sozialen Leiter im Laufe seines Lebens in Prag hinab bis zur untersten. Diese „dekadente Entwicklung von oben nach unten, von seinem ‚siegreichen‘ aristokratischen Ursprung zum Außenseiter- und Greisentum“ (Faryar 2004:224), korreliert mit der steigenden Tendenz des Grafen zur Besetzung transitärer, marginaler und kleinräumiger Räume. Der Graf zieht von seinem Adelspalais, in dem er sich nicht mehr sicher fühlt, in eine kleine Wohnung in der Prager Altstadt um. Als er auch dort entdeckt wird, zieht er sich wieder ins Palais zurück, bezeichnenderweise aber nur in die kleine Dachgeschosswohnung seines ehemaligen Palais, das inzwischen nämlich die chinesische Botschaft beherbergt und wo er nur geduldetmaßen wohnen darf. In diese Dachkammer zieht er sich zurück, wenn er sich verstecken muss (vgl. CS:131).

Nicht mehr durch das große Fenster des Café Slavia, sondern durch das kleine Fenster dieser Dachkammer sieht er nun auf die Stadt. Das Fenster als Beobachtungsort dient als Transit von innen nach außen. Das Beobachten am Fenster schafft Distanz zum Tagesgeschehen und zur (manchmal unangenehmen) Realität und bietet die Möglichkeit zur Reflexion. Der Transitcharakter der Räume wird insbesondere auch am Café Slavia deutlich. Der Graf besucht es jeden Tag um die Mittagszeit und bleibt dort (mehr oder weniger) genau eine halbe bis eine Stunde. Es ist für ihn nur eine Durchgangsstation.

Außerdem trifft Belecundos sich immer öfter mit anderen verfolgten und ebenso verarmten Adligen in kleinen, dunklen Kellerräumen, wo sich diese aus Angst vor Racheakten und Plünderungen verstecken. Schließlich wird der Graf gefasst und seine lange Flucht ist damit zu Ende. Eine seiner vielen Liebschaften hat ihn *aus Liebe angezeigt und einsperren lassen* (CS:253). So landet der als *reaktionärer Adliger und Schmarotzer am gesunden Leib des Volkes* (CS:253) verurteilte Graf schließlich in einer kleinen Gefängniszelle, wo er jedoch *glücklich* [ist; K. G.], *lebendig begraben zu sein, weil* [er; K. G.] *auf diese Weise einer Welt entzogen war, die sich mit* [ihm; K. G.] *nicht zurechtfinden konnte* (CS:256). Die Tendenz zur Besetzung von marginalen, transitären und heterotopen Räumen ist unübersehbar und dokumentiert den sozialen Abstieg des Grafen Belecundos.

Um den Zusammenhang von Raum und Handlung zu verdeutlichen, ist es unerlässlich, auch die Bewegungen und eventuellen Bewegungsmuster der Figuren genauer zu analysieren. Als Kind wohlbehütet im Palais auf der Kleinseite aufgewachsen, beginnt Belecundos als Jugendlicher seine Aktivitäten durch die Stadt eher gemächlich. Er geht spazieren, von der linken zur rechten Seite der Moldau, später mittags auch regelmäßig zum Café Slavia, abends kehrt er wieder zurück. Dies ist sein regelmäßiger täglicher Handlungsablauf, sein „Skript“ (Frank 2017:200). Er schlendert durch die Stadt oder schreitet über die Karlsbrücke. Jedes Mal, wenn Belecundos die Karlsbrücke überquert, übertritt er eine natürliche und gleichzeitig auch symbolische Grenze, welche seine täglichen Handlungen initiiert. Er beginnt sein Tagwerk mit einem Grenzübertritt und beendet es auch wieder mit einem. Als Erwachsener beginnen seine Flucht-Bewegungen. Anfangs muss er nur vor den Frauen und später auch vor der Polizei und den Kommunisten fliehen. Er versteckt sich immer wieder, er verkriecht sich. Dazwischen jagt er durch die Stadt oder keucht den Laurenziberg hoch. Blutend schleppt er sich ins Palais zurück und bleibt dort ein halbes Jahr im Bett. Allmählich, mit fortschreitendem Alter, werden seine Bewegungen zu einem Taumeln und Herumirren: *Wie im Traum taumelte ich täglich ins Café Slavia* (CS:228). Er schleicht oder bewegt sich *im Zickzackkurs wie ein Hase, der um sein Leben rennt* (CS:229). Als er schließlich über sechzig Jahr alt ist, erschöpft ihn sein *verzweifelter Weg in den sicheren Hafen des Café Slavia* (CS:229) so sehr, dass er sich am liebsten unter dem Tisch verstecken und dort ausruhen will. Aus seinem einstigen Flanieren ist eine Flucht und schließlich ein *täglicher Irrweg* (CS:244) geworden. Schließlich zieht er sich in sein selbstgewähltes Gefängnis zurück. Am Ende kriecht er in den Keller zur eingemauerten Marianne.

Nach der immobilen und eher passiven Phase in seiner Kindheit, die er in seinem Palais erlebt und mehr oder weniger statischen, aber positiven Charakter hat, folgt die lange aktive und dynamische Phase

¹¹ Positives Verhalten bedeutet in diesem Zusammenhang nicht, dass der Graf gleichsam vorbildlich handelt, sondern dass er als Kind und Jugendlicher bis zu seinem ersten Treffen mit seiner zukünftigen Frau Milena mit seinem Verhalten weder bei den anderen Figuren noch beim Leser allgemein moralisch-ethisch negativ aufgefallen ist.

seines Lebens in der Prager Stadt, in der er jeden Tag unterwegs ist und seine Abenteuer erlebt. Belecrosos „sucht sein ganz persönliches Glück im episodenhaften Auf und Ab, Hin und Her der Lebensbahn“ (Faryar 2004:239). Mit der Zeit bemerkt jedoch der Graf, dass er sich *in einem zu engen Raum* (CS:131 f.) bewege und es deshalb immer wieder zu unglücklichen Zufällen komme. Er reflektiert sein Raumverhalten und kommt zu dem Schluss, dass es besser sei, die Stadt zu verlassen. Er bleibt jedoch, da er nicht weiß, wohin er außerhalb der Stadt fliehen kann. Gegen Ende geht diese mobile, abwechselnd positive und negative Phase wieder über in eine dezidiert immobile, statische und passive. Er sitzt im Gefängnis und hat sich seinem Schicksal ergeben bzw. ist in einem Kellerloch eingemauert und wartet mehr oder weniger auf seinen Tod. Seine anfangs regelmäßigen Bewegungen im Hin- und Her (zwischen Café Slavia und Palais) werden allmählich immer unregelmäßiger und enden schließlich in fluchtartigen, planlosen und chaotischen Bewegungen, um am Schluss wieder in einem monotonen Hin und Her in der eingemauerten Kammer – *Acht Schritte von einer Wand zur anderen* (CS:271) – zu enden.

3.3.3 Raum und Zeit

Raum und Zeit sind in der menschlichen Welterfassung eng miteinander verbunden, analog dazu in vielen Erzähltexten (vgl. Frank 2017:225). Zeit wird in dieser Arbeit als konkrete Zeit, also als Abfolge von Ereignissen angesehen. Es wird untersucht, welche Raum-Zeit-Struktur sich im Text finden lässt und ob die Räume, ihre Funktionen etc. sich mit der Zeit verändern.¹² Gerade auf letzteres hat der „spatial turn“ hingewiesen, durch den es zu einer expliziten Betrachtung der Dynamik und des Konstruktionscharakters der Räume kam. Auf die Aspekte, die bei den Raum-Figuren-Beziehungen und bei den Raum-Handlungs-Beziehungen analysiert worden, wird nur mehr kurz eingegangen.

Die Dynamik der Räume zeigt sich in Café Slavia auf verschiedenen Ebenen. In der „großen Geschichte“ wechseln die Machtstrukturen (Bourdieu) im „Großraum“ Prag/Böhmen: Belecrosos erlebt und überlebt in Prag die Monarchie, die erste Republik mit Prag als neuer Hauptstadt, zwei Diktaturen bis hin zum „Prager Frühling“ und dessen abruptes Ende. Dieser wechselnd national markierte Großraum – Habsburger Reich, Erste tschechische Republik, deutsche Besatzung und schließlich russische Besatzung – wirkt sich auch auf kleinerer Ebene aus: auf der Ebene der Gebäude und Wohnungen. Die Palais der Habsburger Adligen wechseln ihre Besitzer und werden zu amerikanischen, chinesischen, französischen oder englischen Botschaften umfunktioniert. Aus privaten Besitz und privaten Räumen wird öffentlicher Besitz mit offiziellen Räumen. Die konkreten „Orte“, die statischen, historischen Gebäude, werden so zu verschiedenen „Räumen“ (Löw 2001), Wohnräumen oder Botschaften gemacht. Auch bei anderen bekannten Bauwerken Prags ist diese Dynamik zu bemerken. Mehrfach wechseln die Namen der Brücken und Kais: die *Franzensbrücke* wird zur *Adolf-Hitler-Brücke* und schließlich zur *Brücke des 1. Mai*, der *Moldau Kai* wird zum *Smetanaufer*.

Die Karlsbrücke als der zentrale Ort auf der Grenze erfüllt verschiedene Funktionen, sowohl gleichzeitig als auch nacheinander. Sie ist – wie bereits festgestellt – Erzählort und erzählter Ort zugleich. Sie hat sowohl verbindende als auch trennende Funktion. Unter der Karlsbrücke lernt Belecrosos seine erste Liebe kennen, aber es ist auch ein Raum der Verfolgung und Gewalt, wenn deutsche Soldaten über sie getrieben oder auf ihr erschossen werden. Auf der Karlsbrücke lernt Belecrosos den Architekten des Stalinmonuments kennen und auf ihr verunglückt auch seine Freundin Jelena tödlich. Viele für den Protagonisten schicksalshafte Ereignisse – Leben und Tod – spielen sich auf ihr ab. Der Graf betrachtet von seinem Stamplatz im Café Slavia gleichsam wie aus einer Loge die verschiedenen privaten und öffentlichen „Inszenierungen“, die draußen vor dem Café stattfinden: *Demonstrationen, Umzüge, Staatsbegräbnisse zogen am Café Slavia vorbei* (CS:164). Von hier beobachtet er den Selbstmord einer Dame, er erlebt, wie erst deutsche und dann russische Panzer in die Stadt rollen und er schaut sich den Leichenzug beim Begräbnis des ersten Präsidenten Masaryk an. Private und öffentliche Ereignisse werden vor seinen Augen gleichsam inszeniert. Die Welt ist wie eine Bühne des realen Lebens.

¹² Das Chronotopos-Modell von Bachtin findet keine Anwendung, weil es erst bei einzeltextübergreifenden Textanalysen für sinnvoll erachtet wird. Um epochenspezifische, raumzeitliche Muster der Welterfassung, die sich in der Konzeption literarischer Raum-Zeit-Modelle spiegeln, zu erfassen, genügt eine Einzeltextanalyse jedoch nicht.

Besonders deutlich wird die Dynamik des Raums auch am Beispiel des Café Slavia. Das Café ist ein öffentlicher Raum, der für den Grafen zugleich private Funktionen erfüllt. Es ist ein hybrider Raum.¹³ Obwohl der Graf fast nie alleine im Café sitzt und von anderen, unbekanntem Besuchern des Cafés beobachtet, ja erwartet wird, nimmt er nie Kontakt mit ihnen auf. Für ihn ist es ein Raum des Rückzugs ins Private, des Vertrauens und der Erholung. Hier bekommt er Rat von Alois, wenn er Probleme mit den Frauen hat, ja Alois adoptiert sogar einige seiner Kinder oder vermittelt sie an Bekannte weiter. Dieses Vertrauensverhältnis ändert sich wie bereits erwähnt schlagartig, als er erfährt, dass der Ober Alois ihn jahrelang denunziert hat. Die Multifunktionalität des Raumes Café Slavia zeigt sich – in verlangsamter Weise – auch an den Veränderungen der Atmosphäre des Cafés: Beim ersten Mal strahlt es für Belecros *Geborgenheit, Wärme und Glanz* (CS:44) aus. Als die Probleme für den Grafen langsam unüberschaubar werden, vernebeln sich die Fenster des Café Slavia und der Sand unter dem Café rührt sich (vgl. CS:151). Trotz aller Widrigkeiten gelingt es dem Grafen, *im überfüllten Café Slavia seine Einsamkeit vollkommen zu genießen* (CS:155). Der Raum ist nicht nur hybrid im Sinne von öffentlich/privat, sondern erfüllt scheinbar sogar auch gegensätzliche Funktionen gleichzeitig.

Nachdem der Graf seine Verletzungen vom Überfall durch tschechische Aufständische ausgeheilt hat und das Café zum ersten Mal wieder betritt, ist es dort still und heiß. Die anwesenden Personen haben sich sehr verändert: Sie sind binnen Wochen um Jahre gealtert und starren ihn an. Zeit ist für Belecros also relativ. Die dramatischen Ereignisse von Wochen haben die Zeit scheinbar beschleunigt. Und wieder ist es eine hybride Atmosphäre, die der Graf feststellt. Ihm schlägt eine Mischung aus Bewunderung, Hass, Freude und purer Neugier entgegen (vgl. CS:184). Als der Ober Alois ihn willkommen heißt, kippt die Stimmung: Es erhebt sich ein Begeisterungssturm, in den auch das Personal mit einstimmt (vgl. CS:184). Als der Graf Monate später mit der Maske des (inzwischen verstorbenen) Lenin das Café betritt, *packte alle Anwesenden schieres Entsetzen* (CS:210). Wenige Tage später erwarten ihn die Damen wieder mit schamloser Sehnsucht und er beginnt sie zu verachten (vgl. CS:217). Ein radikaler Wechsel in der Atmosphäre ist für den Grafen feststellbar, als er nach mehreren Jahren im Gefängnis wieder zum ersten Mal das Café betritt. Es war kleiner geworden. In seiner Erinnerung war es groß und prächtig gewesen, mit eleganten Damen und lebenserfahrenen Männern bevölkert und nach arabischem Kaffee duftend (vgl. CS:261). Aber es ist ganz anders als von ihm erwartet: *Es war kalt und düster im Lokal* (CS:261). Das Café ist abgenutzt, es riecht nach Bier und schlechtem Tabak und aufgewärmtem Gulasch. Seine Geschichte mit dem Café Slavia ist zu Ende.

Der Raum des Café Slavia fungiert gleichsam als Bühne, auf der in chronologischer Abfolge verschiedene „kleine Stücke“ inszeniert werden und von dem aus auch andere „große „Stücke“ beobachtet werden. Es ist ein hybrider Raum und besitzt eine Doppelfunktion: Bühne und Zuschauerraum zugleich.

Auch an dem bereits beschriebenen Wandel der Beziehungen zwischen den Figuren erkennt man die Dynamik in den Räumen. Die Zeit verläuft nicht immer gleichmäßig linear, sondern teilweise in Sprüngen. Besonders an den abrupt oder langsam und stetig sich ändernden Körperräumen zeigt sich dies. Wie bereits erwähnt durchläuft der Graf im Laufe seines Lebens surreale, sprunghafte Metamorphosen, in denen die Zeit quasi komprimiert verläuft. Auch die Jahreszeiten scheinen nicht gleichmäßig abzulaufen: *Die Zeit spielte mir nämlich einen netten Streich: Es war Frühling geworden* (CS:104). Andererseits wechselt er immer wieder seine Masken. Er erlebt diese körperlichen Veränderungen bewusst mit bzw. bringt sie selbst hervor. Er ist sich dieser Inszenierungen bewusst, ja sieht das ganze Leben als ein Theater und zuweilen als schlechte Inszenierung an. Seinen Alterungsprozess erlebt er ebenfalls bewusst mit, wenn er sich immer wieder in den Spiegel schaut (vgl. CS:26).

Zeit spielt für den Grafen eine wichtige Rolle. Zeit wird hier nicht nur als erzählte Zeit in ihrem Verrinnen beschrieben, sondern ist auch Reflexionsgegenstand sowohl für den Binnenerzähler Graf Belecros als auch den Ich-Rahmenerzähler (vgl. Frank 2017:205) und wird direkt mit Raum und Bewegung verbunden:

¹³ Hybrid nicht genau im Sinne von Homi Bhabha, sondern im Wortsinne: gemischt, aus Verschiedenartigem zusammengesetzt (vgl. Duden 2017).

Fünfunddreißig Jahre lang ging ich täglich – Sonn- und Feiertage ausgenommen – zwischen elf Uhr und elf Uhr dreißig über die Karlsbrücke vom rechten Moldauufer zum linken. Um von der Prager Neustadt nach Smichow unter dem Laurenziberg zu gelangen, hätte ich den kürzeren Weg über die Brücke des 1. Mai nehmen können. Wenn ich jetzt bedenke, daß ich fünfunddreißig Jahre lang jedes Jahr mindestens dreihundertmal einen Umweg von zweieinhalb Kilometern und von dreißig Minuten einschlug, dann komme ich zum Schluß, in meinem Leben überflüssig 26250 Kilometer gewandert zu sein und dabei 5250 Stunden von der mir zubemessenen Zeit verloren zu haben. (CS:7)

Belecredos sieht sich selbst als *der letzte Überlebende einer Zeit, die bald vergessen sein wird* (CS:48). Er erlebt bewusst mit, wie sich die Stadt, das Wetter und die Natur im Laufe eines Jahres verändern (vgl. CS:104). Der Graf darf drei Zimmer unter dem Dach auf Lebenszeit bewohnen (vgl. CS:137). Der Graf verbindet Raum und Zeit auf ganz eigene, metaphorische Weise:

Die Zeit floß dahin. Sie staute sich im Prager Moldaubecken. Irgendwo im Norden, vielleicht zwischen Troja und der Kaiserinsel, wahrscheinlich jedoch schon in der Höhe der Hetzinsel, also in Gegenden, die ich nie betreten habe und nicht kannte, vermutete ich einen unsichtbaren Staudamm, der das Wasser der Moldau aufhielt. Ich lebte auf dem Grund einer überfluteten Stadt. [...] In den langen Jahren, als der Wasserspiegel ständig stieg, legte ich zahlreiche Masken an. (CS:154 f.)

Seine Einstellung zur Zeit ändert sich wiederholt: *Mir gegenüber hat sich die Zeit jedoch vornehm verhalten, sie hatte mich vergessen, ich war für sie nicht vorhanden, so daß sie für mich schließlich auch nur ein fremder Begriff geworden war* (CS:156). Allmählich verliert er diese metaphorisch verschwommene, gleichgültig bis positiv bewertete Einstellung zur Zeit. Er betritt bewusst das Café Slavia immer pünktlich, denn die Damen dort erwarten ihn schon: *Ich war ihr letzter Orientierungspunkt in der verworrenen Zeit, an den sie sich noch klammern konnten* (CS:218). Als die „Zeit der Normalisierung“¹⁴ angebrochen ist, erlebt der Graf wieder eine andere Zeit, eine Zeit, in der die Repressalien wieder zunehmen und freie Meinungsäußerung gefährlich ist:

Wir lebten in einer stummen Zeit. Man ging ihr aus dem Wege, und da man sie schon nicht meiden konnte, schwieg man nachsichtig und versuchte, genau wie sie, Sprachlosigkeit, Blindheit und den totalen Zusammenbruch der Gehörgänge zu demonstrieren. (CS:218 f.)

Als sein Jugendfreund Heinrich tödlich verunglückt ist, tritt die Zeit auf der Stelle‘ (vgl. CS:228). Die Zeit, in der er zu leben hatte, war für den Grafen immer eine

wunderliche Fehlkonstruktion der Ewigkeit. Sie stürzte zusammen und verschüttete mich, als Olga [seine Tochter, K.G.] das Café Slavia verließ. In jenen Monaten, in denen ich unter den Trümmern einer geborstenen Zeit begraben lag, wanderte ich in Prag umher. In meine Wohnung unter dem Dach der Botschaft der Volksrepublik China kehrte ich erst spät abends zurück und verließ sie möglichst früh am Morgen. (CS:233)

Raum und Zeit sind für den Protagonisten auf eine ganz individuelle, dynamische und manchmal auch wundersame Weise eng verbunden und verstärken dadurch die Dynamik, Hybridität und Multifunktionalität der Räume.

4. Zusammenfassung

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass eine rein raumnarratologische Untersuchung ohne Berücksichtigung der anderen Konstituenten der epischen Situation nicht sinnvoll und auch nicht möglich ist. Wird der Fokus aber schwerpunktmäßig auf ‚Raum‘ gerichtet, so differieren die Ergebnisse doch teilweise von Untersuchungen anderer Art und liefern durchaus ergänzende Einsichten. Wenn man dem Drei-Schritte-Modell von Frank folgt, ergeben sich folgende Erkenntnisse:

¹⁴ So wurde die Zeit nach Ende des „Prager Frühlings“ 1968 bis zur „Samtenen Revolution“ 1989 offiziell bezeichnet.

1) ‚Café Slavia‘ ist, als Auswahl und Kombination von Teilräumen, zum einen ein topographischer Roman. Es gibt überwiegende heteroreferentielle Bezüge auf reale Räume und weniger autoreferentielle Bezüge auf imaginäre Räume. Dies evoziert trotz aller fiktionalen Elemente (z. B. der Figuren) zuallererst eine ‚realistische‘ Vorstellung beim Rezipienten. Stabile Raummuster können in ‚Café Slavia‘ nicht eruiert werden. Eine anfangs bestehende bipolare Raumordnung – links/rechts, öffentlich/privat, sicher/unsicher, aktiv/passiv und statisch/dynamisch – löst sich allmählich auf. Eine langsame Veränderung erfahren auch die anfänglich durchaus vorhandenen Bewegungsmuster. Zu Beginn eher von einer gewissen gemächlichen Regelmäßigkeit gekennzeichnet – links ↔ rechts, privat ↔ öffentlich – verlieren sich die Bewegungen des Protagonisten immer mehr ins Planlose, Hektische, Chaotische und schließlich Fantastische, um am Ende im Statischen zu verharren. Öffentliche Räume bekommen privaten Charakter (und umgekehrt), für ‚sicher‘ gehaltene Räume werden ‚unsicher‘. Eine besondere Rolle spielen Grenzen und Grenzzräume. Es gibt in ‚Café Slavia‘ keine stabilen, undurchlässigen Grenzen (im Sinne von Lotman). Die Grenzen sind von Anfang an durchlässig und/oder sie lösen sich allmählich auf. Zahlreiche Grenzüberschreitungen bestätigen den Konstruktionscharakter der (angeblichen) Grenzen und ihre Durchlässigkeit und damit Sinnlosigkeit. Außerdem gibt es Grenzzräume, in denen Handlungen stattfinden. Sie fungieren als besonders dynamische Kontaktregionen und verlieren damit ihren Charakter und ihre Funktion als Grenze. Der Graf besetzt im Laufe seines sozialen Abstiegs zunehmend Räume mit marginalem Charakter. Ursprünglich in großen, luxuriösen Räumen wohnend, im Zentrum und auf der obersten Sprosse der sozialen Leiter in der Gesellschaft stehend, findet er sich zum Schluss am Rande der Gesellschaft in kleinen dunklen Kammern wieder.

2) In Bezug auf die narrative Darstellung ist ‚Café Slavia‘ ein Schelmenroman. Es handelt sich um eine intradiegetische Erzählhaltung und eine retrospektive Ich-Erzählsituation aus der Sicht des Grafen Belecros. Die Räume werden demzufolge durchgehend subjektiv erlebt und dargestellt. Aufgrund der internen Fokalisierung erfährt man nur, was Belecros weiß oder erfährt. Die Geschichte wird überwiegend chronologisch erzählt, durchbrochen von einigen Ana- und Prolepsen. Die satirisch verzerrte Form der Darstellung bewirkt nicht nur eine distanzierte, ironische Schreibweise, sondern auch den Einsatz zahlreicher Hyperbeln, metaphorischer Wendungen und Personifikationen, welche der Geschichte eine zunehmend surrealistische Dynamik verleihen. Der Erzählstil des magischen Realismus unterstützt diese Dynamik. Zugleich ist ‚Café Slavia‘ auch ein Prager Roman. Die historischen Elemente der Stadt werden subjektiviert und Räume werden personifiziert, was ebenfalls belebend und dynamisierend wirkt. Diese Dynamik der historischen Orte korreliert mit der dynamischen Erzählhaltung des Ich-Erzählers: mit seiner Unzuverlässigkeit. Der unzuverlässige Binnenerzähler lässt für den Leser die Grenzen zwischen Realität und Fantasie mehr und mehr verschwimmen. Dynamische, ereignishaftige Raumberichte überwiegen vor tendenziell ereignislosen, statischen Raumbeschreibungen oder Kommentaren.

3) Bei der Untersuchung der Semantiken zeigte sich das Problem der Trennung zwischen metaphorischen und konkreten Räumen der erzählten Welt. Um beide Arten von Räumen analysieren zu können, musste eine Methode der Verschränkung gewählt werden, bei der metaphorische und konkrete Räume gleichzeitig untersucht werden. Bei der Untersuchung von Raum und Figuren zeigte sich, dass die Figuren, insbesondere der Protagonist, ein dynamisches Verhältnis zu den Räumen haben, was sich an den sich verändernden Funktionen der Räume für Belecros zeigt. Die Beziehung der Hauptfigur zur Stadt Prag verändert sich drastisch: vom Paradies wird sie schlussendlich zur *Stadt, die uns hasst* (CS:203). Eine besondere Rolle spielen Körperräume. Sprunghafte biologische Metamorphosen mit surrealistischem Charakter und täglich wechselnde Masken des Grafen verweisen auf eine Dynamik (auch) dieser Räume. Ein Raummodell, welches in ‚Café Slavia‘ Verwendung findet ist das Modell „Welt als Theater“. Belecros selbst diagnostiziert sein Raumverhalten und kommt zu dem Schluss, dass er sich wohl in einem zu engen Raum bewege und da würden eben zu viele sonderbare Dinge passieren, die man sonst und anderswo Zufall nennen würde (vgl. CS:131). Er hat das Gefühl, in einem dichten Netz zu stecken. Wohin er sich auch wendet, stößt er überall auf unheimliche Überschneidungen und Querverbindungen (vgl. CS:98). Dynamik kennzeichnet auch das Verhältnis Raum und Zeit. Sowohl

der „Großraum“ Prag/Böhmen verändert sich im Lauf der Geschichte mehrfach auf dramatische Weise, sondern auch Gebäude und Bauwerke. Ein Beispiel für Hybridität und Multifunktionalität von Räumen ist das Café Slavia, der ‚zentrale‘ Raum im Roman. Er ist Bühne und Zuschauerraum zugleich. Dynamik im Sinne von Vergänglichkeit anstatt von Dauerhaftigkeit wird in Migrantenliteratur besonders deutlich und literarisch hochwertig artikuliert und ist wohl ein markantes Merkmal einer ‚raumbezogenen Poetik der Migration‘. Weitere Konstanten, Variablen und mögliche Kombinationen innerhalb deutsch-tschechischer interkultureller Literatur bzw. Migrationsliteratur könnte eine raumnarratologische Analyse weiterer Werke von deutschschreibenden Autoren und Autorinnen tschechischer Herkunft, wie Jan Faktor, Libuše Moníková, Michael Stavarič oder Stanislav Struhar, zeigen.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur:

FILIP, Ota (1985): *Café Slavia*. Frankfurt am Main.

Sekundärliteratur:

BACHMANN-MEDICK, Doris (2009): *Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*. Reinbek.

BÖHME, Hartmut (2005): *Topographien der Literatur. Deutsche Literatur im transnationalen Kontext*. Stuttgart.

BRONFEN, Elisabeth (1986): *Der literarische Raum*. Tübingen.

CORNEJO, Renata (2010a): *Heimat im Wort. Zum Sprachwechsel der deutsch schreibenden tschechischen Autorinnen und Autoren nach 1968. Eine Bestandsaufnahme*. Wien.

CORNEJO, Renata (2010b): Zum Sprachwechsel der deutsch schreibenden Autoren tschechischer Herkunft. Kommentierte Interviews von Ota Filip, Jan Faktor und Michael Stavarič. In: BARTL, Andrea/CATANI, Stephanie (Hrsg.): *Bastard. Figurationen des Hybriden zwischen Ausgrenzung und Entgrenzung*. Würzburg. S. 175–198.

CORNEJO, Renata / PIONTEK, Sławomir / SELLMER, Izabel / VLASTA, Sandra (Hrsg.) (2014): *Wie viele Sprachen spricht die Literatur? Deutschsprachige Gegenwartsliteratur aus Mittel- und Osteuropa*. Wien.

DENNERLEIN, Karin (2009): *Narratologie des Raumes*. Berlin.

DÖRING, Jörg (2008): *Spatial turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften*. Bielefeld.

DÜNNE, Jörg (2015): *Handbuch Literatur & Raum*. Berlin.

FARYAR, Massum (2004): *Fenster zur Zeitgeschichte*. Berlin.

FRANK, Caroline (2017): *Raum und Erzählen*. Würzburg.

GÜNZEL, Stephan (2010): *Raum. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart.

HALLET, Wolfgang (Hrsg.) (2009): *Raum und Bewegung in der Literatur*. Bielefeld.

HAUSBACHER, Eva (2009): *Poetik der Migration. Transnationale Schreibweisen in der zeitgenössischen russischen Literatur*. Tübingen.

KAHRMANN, Cordula et al. (1991): *Erzähltextanalyse*. Königstein.

- KLIEMS, Alfrun (2003): *Im Stummland: zum Exilwerk von Libuše Moníková, Jiří Gruša und Ota Filip*. Frankfurt am Main.
- KUBICA, Jan (2012): *Spisovatel Ota Filip*. Brno.
- Löw, Martina (2001): *Raumsoziologie*. Frankfurt am Main.
- LOTMAN, Jurij M. (1993 [1972]): *Die Struktur literarischer Texte*. München.
- NÜNNING, Ansgar (2009): Formen und Funktionen literarischer Raumdarstellung: Grundlagen, Ansätze, narratologische Kategorien und neue Perspektiven. In: HALLET, Wolfgang (Hrsg.) (2009): *Raum und Bewegung in der Literatur*. Bielefeld.
- SCHLÖGEL, Karl (2006): *Im Raume lesen wir die Zeit*. Frankfurt am Main.
- SCHWEIKLE, Günther et al. (Hrsg.) (1990): *Metzler-Literatur-Lexikon*. Stuttgart.
- SOJA, Edward (1991): Geschichte. Geographie. Modernität [= Auszug aus Soja 1989], übers. v. Sabine Bröck-Sallah und Roger Keil. In: WENTZ, Martin (Hrsg.), *Stadt-Räume*. Frankfurt am Main; New York, S. 73–90.
- WILHELMER, Lars (2015): *Transit-Orte in der Literatur*. Bielefeld.

Das Vereinsleben der deutschsprachigen Bevölkerung im Hultschiner Ländchen

Irena ŠEBESTOVÁ

Abstract

Clubs and associations among the German population in the Hultschin (Hlučín) region

The Hultschin (Hlučín) region – now part of the Czech Republic – was annexed to the former Czechoslovakia in 1920. Throughout the centuries, its turbulent history has been shaped by various conflicting power interests, which have influenced the co-existence of the Czech and German communities which historically lived alongside each other. The Polish and Jewish communities had a relatively minor influence over the culture of this polylingual region, but the large German minority played a significant role. The influence of German language, culture and customs was not only visible in the political and economic life of the local population; it was also reflected in the various clubs and associations that were active in the region.

Key words: Hultschin (Hlučín) region, clubs and associations

1. Einleitung

Das Vereinsleben der deutschsprachigen Bevölkerung im Hultschiner Ländchen^{1,2} entwickelte sich rasch, vor allem ab Ende des 19. Jahrhunderts. Seine Entfaltung spiegelt die damaligen politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse wider, die im Hultschiner Ländchen vorherrschten und seinen zukünftigen Fortgang steuerten. Immer mehr wurden die Germanisierungsbemühungen des preußischen Staates durchgesetzt, hauptsächlich im Bereich des Schulwesens und der Ausbildung, obwohl ihr Niveau für die preußische Regierung nicht so bestimmend wurde. Einen eindeutig entscheidenden Zielpunkt, der erreicht

¹ Das Hultschiner Ländchen bildete seit dem 14. Jahrhundert einen Teil des mährischen Herzogtums Troppau, seit dem Jahr 1742 gehörte es dann aufgrund des Ersten Schlesischen Kriegs zum preußischen Schlesien. Eine neue bedeutende Wende erlebte das Hultschiner Ländchen nach dem 1. Weltkrieg, als es der Tschechoslowakei zugeschlagen wurde. Nach dem Münchner Abkommen (29. September 1938) wurde die Region am 1. Oktober 1938 reichsdeutsch besetzt und am 2. 10. in das Deutsche Reich eingegliedert, um nach dem Jahr 1945 wieder ein Bestandteil der Tschechoslowakei zu werden, heute der Tschechischen Republik.

² Nach der Kapitulation des Deutschen Reiches im Mai 1919 wurde am 28. Juni desselben Jahres der Vertrag von Versailles unterzeichnet. Aufgrund der Bestimmungen dieses Friedensvertrages, konkret des Artikels 83, musste das Deutsche Reich u.a. das sogenannte Hultschiner Ländchen an die neu gegründete Tschechoslowakei abtreten. Am 10. Januar 1920 wurde das Hultschiner Ländchen der Tschechoslowakei zugeschlagen. Mit Inkrafttreten des Vertrages wechselten auf dem etwa 300 km² großen Gebiet insgesamt 38 kommunale Einheiten ihre Staatszugehörigkeit. Fortan gehörte das Hultschiner Ländchen, welches damals rund 46 000 Einwohner hatte, als politischer Bezirk Hlučín zur Tschechoslowakei. Die Bezeichnung des Gebietes erfolgte nach seiner größten Stadt Hlučín.

werden sollte, stellte die ideologische und moralische Erziehung dar (Ficek 1958:231 f.), jedoch völlig und eindeutig im preußischen Sinne. Zum intensiven Germanisierungsdruck trug der Sieg des deutschen Heeres im deutsch-französischen Kriegskonflikt im Jahre 1871 wesentlich bei. Das verstärkte Selbstbewusstsein der preußischen Regierung richtete seine Anstrengung auf die Schwächung der slawischen Minderheiten, d. h. auch gegen die mährische Bevölkerung im Hultschiner Ländchen, und in der Zeit des sog. Kulturkampfes³ wurde das Schulwesen zu ideologischen Zwecken missbraucht. Um die Intensität der Germanisierung zu erhöhen, wurden neben den bestehenden siebenunddreißig Gemeindeschulen und vier Kindergärten, zwei Lehrlingsschulen, fünf Wirtschaftsschulen für Mädchen und zwei Handfertigkeitsschulen, u. a. auch im Jahr 1890 die Fortbildungsschulen für vierzehn- bis achtzehnjährige Jungen, eingerichtet, in denen allmählich in mehreren Hultschiner Gemeinden (Sandau/Píšť, Ludgerstal/Ludgefovice, Hultschin/Hlučín, Haatsch/Hať, Schepankowitz/Štěpánkovice) Fachausbildung vermittelt wurde. Am Anfang des 20. Jahrhunderts entstanden auch die sogenannten Jugendheime, wo die, in der Schule heranwachsende, Jugend zusammentraf. Für sie wurden verschiedene Unterhaltungsabende, Volksfeste, Ausflüge oder Sportveranstaltungen organisiert (Ficek 1958:237). Alle diese Erziehungs- und Ausbildungsinstitutionen wurden mit einer bis ins geringste Detail durchdachten Absicht aufgebaut und betrieben. Ihre Zielrichtung wurde von den herrschenden Regierungsstellen bestimmt, nach deren Direktiven aus Schlesien bzw. aus dem Hultschiner Ländchen eine vertrauenswürdige preußische Provinz geschaffen werden sollte. Diese Vorstellung sollte durch das großzügige System verwirklicht werden, das die Bevölkerung kulturell erheben sollte. In diesen Prozess wurde vorrangig die Unterstützung der prodeutschen Siedlungspolitik genauso wie die allseitige Pflege des deutschen Geistes und der Gewinn der Bevölkerung für die preußische Staatsidee einbezogen. Im Jahr 1894 wurde der Verein für die Unterstützung Deutschlands in den Ostprovinzen, der Ostmark-Verein,⁴ gegründet. Nach dem Erlass vom 12. April 1898 sollten Lehrer und Beamten nach der Stärkung des deutschen Bewusstseins der einheimischen Bevölkerung streben. Diese propagandistischen Bemühungen wurden vor allem mittels Lehrkräfte vermittelt, die sich neben der Lehr- und Bildungstätigkeit fast immer an der Organisation des gesellschaftlichen und kulturellen Lebens einer Gemeinde beteiligten und somit deren leitende Träger wurden. Aus der Initiative des Ostmark-Vereins entstanden im Hultschiner Ländchen mehr als sechzig Vereine, die in einzelnen Gemeinden die deutschsprachige Bevölkerung in verschiedene Freizeitaktivitäten integrierten. Seit dem Jahr 1903 verbreitete die deutsche Reichsregierung ihren Zuständigkeitsbereich und auf den inkriminierten Gebieten (das Hultschiner Ländchen inklusive) wurden unter ihrer Leitung national gefärbte Veranstaltungen für die „Volkswohlfahrtspflege“ organisiert, im Rahmen derer verschiedene Volksbibliotheken veranstaltet, manche Jugend- und Mädchenheime aufgebaut und Ausflüge oder Unterhaltungsabende organisiert wurden. Mit dem intensiven mehrseitigen Germanisierungsdruck der Reichsregierung wuchs die Intensität der Entstehung einzelner Freizeitvereine (vor dem 1. Weltkrieg entwickelten sich unter ihrer Tätigkeit ungefähr sechzig Vereine), und ihr Interessenspektrum war sehr breit. Sehr agil arbeiteten unterschiedliche Kulturvereine, Musikchöre, Gärtnerverbände, Vereine für Jugend, die freiwillige Feuerwehr, aber auch Sportorganisationen in zwanzig Gemeinden (Plaček 2000:27). Den zugänglichen Quellen nach fanden regelmäßig jeden Sonntagnachmittag öffentliche Auftritte mit Kulturprogramm statt. Äußerst aktiv waren auch die deutschen Amateurtheater, z. B. das aus Krawarn (Kravaře), das mit seinem Programm auch in entfernteren Gemeinden auftrat und Erfolg erntete. Jeder der vielen Vereine trug mehr oder minder zur Bereicherung des vielseitigen Kulturlebens im Hultschiner Ländchen bei.

2. Widerspiegelung der Vereinstätigkeit der deutschsprachigen Bevölkerung in der Zeitung ‚Hultschiner Zeitung. Unabhängige Zeitung für die Stadt Hultschin und das Hultschiner Ländchen‘

Einen wichtigen Nachweis über das Vereinsleben der deutschsprachigen Bevölkerung im Hultschiner Ländchen und eine authentische Informationsquelle stellen Beiträge in der Zeitung ‚Hultschiner Zeitung.

³ Der politische und religiöse Konflikt zwischen dem Preußischen und Deutschen Staat und der katholischen Kirche. Protagonisten – der Kanzler Otto von Bismarck und der Papst Pius IX.

⁴ Eine nationalistische deutsche Organisation, die 1894 in der Stadt Posen gegründet wurde. Sie sollte zur Förderung des Deutschtums in den Ostmarken dienen.

Unabhängige Zeitung für die Stadt Hultschin und das Hultschiner Ländchen' dar. Im Státní okresní archiv v Opavě (Staatliches Bezirksarchiv in Troppau) blieben einzelne Exemplare aus den Jahren 1910 bis 1937 erhalten, wobei die Auflagen aus den Jahren 1916 bis 1918 und dem Jahr 1920 komplette Ausgaben beinhalten (Vgl. Šebestová 2014:45). Diese Materialien vermitteln eine unbelastete Übersicht darüber, wie die politischen und gesellschaftlichen Ereignisse die Intensität und das Ausmaß des damaligen Vereinslebens beeinflussten.

Aufgrund der bisherigen Recherchen wurde festgestellt, dass sich die Organisation mannigfaltiger Veranstaltungen, die nicht nur für Mitglieder der einzelnen Vereine, sondern auch für die breitere Öffentlichkeit vorbereitet wurden, von Feiern einzelner katholischer Feste und von der engen Verbindung mit der/zur Natur entwickelte. Vor dem Ersten Weltkrieg wurde alljährlich am Jahresanfang ein Faschingsvergnügen⁵ gefeiert, während dessen einzelne Vereine verschiedene Tanzkränzchen, Theateraufführungen, Konzerte oder Kostümfeste vorbereiteten. Nach Ostern wurde das Fronleichnamfest⁶ mit einer herrlichen Prozession potenziert. Mit ihren Chorgesängen bereicherte der Cäcilien-Verein den Bittgang (OAO, Hultschiner Zeitung: 24.5.1913). Das Ende des Sommers wurde untrennbar mit der Feier eines ursprünglich religiösen Festes verbunden, mit der Kirmes, die ihre Wurzeln in der Kirchweihe hat (OAO, Hultschiner Zeitung: 30.8.1913). Diese katholische Tradition blieb im Hultschiner Ländchen sehr tief verankert und vollendet das Kolorit mancher Gemeinden bis in die Gegenwart. Auch heute ist der Anteil der verschiedenen Vereine an der Realisation der Kirmes, z. B. in Kravaře (Krawarn), nicht vernachlässigbar. Eine (ganz andere) Gegenordnung nahm die alljährliche Gloriolen zum Geburtstag des preußischen Kaisers Wilhelm II⁷ ein, die mit einer (zelebrierten) Messe die Zeremonie eröffnete. Diese setzte mit einer Militärparade der Kriegervereine vor dem Rathaus fort und der Abend wurde mit gemeinschaftlichem Gesang unter der Leitung der Männergesangsvereine vollendet. Gedruckten Zeitungsberichten zufolge engagierten sich am gesellschaftlichen und kulturellen Leben der Gemeinden katholische Gesellenvereine am meisten, z. B. der Cäcilien-Verein oder der Theresien-Verein und die gesellschaftlichen Vereine, wie z. B. Männergesangsvereine, Musikvereine, die Freiwillige Feuerwehr oder die hiesige Ortsgruppe des deutschen Flottenvereins (vgl. OAO, Hultschiner Zeitung, 1910, 1911, 1913).

Mit dem Beginn des Ersten Weltkriegs kam es zum allmählichen Abdämpfen der Vereinstätigkeit, ihre Reste wurden jedoch fast immer mit dem Krieg verbunden. Das Kriegsleiden betraf alle Sphären des menschlichen Lebens und im Vordergrund stand der Kampf ums Überleben. Der Krieg wurde zum Teil des Alltagslebens. Von den Vereinen sind nur wenige aktiv geblieben, z. B. der katholische Gesellenverein, eine Reihe von Sportvereinen, z. B. der Turn-, Spiel- und Eislaufverein Petershofen (Petřkovice), der katholische Jugendverein, der Frauen- und Jungfrauenverein oder der katholische Frauenverein. Das Jahr 1918 brachte Hoffnung auf das Ende des Kriegs. Zur Unterstützung des Geistes, zur Verstärkung der Hoffnung wurden häufig verschiedene Treffen und Veranstaltungen organisiert, die von aufmunternden Reden und anderen Aktivitäten begleitet wurden. Unterhaltungsabende mit dem Hauptziel der Ermutigung der Anwesenden bereiteten z. B. der Turn- und Spielverein in Ellgoth Hultschin (Lhotka) (OAO, Hultschiner Zeitung: 12.1.1918), Petershofen (Petřkovice) oder der Verein Klein Darkowitz (Darkovičky) (OAO, Hultschiner Zeitung: 26.1.1918) vor. Der im März von dem Spiel- und Eislaufverein Koblau (Koblov) veranstaltete Vaterländische Abend hatte als Mittelpunkt des Programms den Vortrag mit dem Namen „Wir halten durch!“ (OAO, Hultschiner Zeitung: 2.3.1918).

Die gesellschaftliche Situation im Hultschiner Ländchen nach dem Ersten Weltkrieg und damit auch in der ganzen Zwischenkriegszeit bedeutete eine Überschneidung tschechischer und deutscher nationaler Elemente. Die deutsche Kultur bewahrte ihre Stärke und Tradition obwohl der neu auftauchende tschechische Zuwanderungsstrom, den der Anschluss des Hultschiner Ländchens an die Tschechoslowakei 1920 mit sich brachte, wollte auf den slawischen Wurzeln der hiesigen Einwohner aufbauen (Hoňková 2012:25). Zwei Jahre nach dem Ende des Kriegs änderte sich die kulturelle Situation im Hultschiner Ländchen erheblich. Die Zahl der deutschen Vereine wuchs weiter an. Die freiwillige Feuerwehr

⁵ Fasching ist die Zeit vom 6. Januar (Dreikönigstag) bis zum Aschermittwoch. Als Fasching werden die spezifischen Bräuche (Karnevalsumzüge, Maskenbälle usw.) bezeichnet, mit denen diese Zeit gefeiert wird.

⁶ Ein Fest der katholischen Kirche, mit dem das heilige Leib und Blut Christi gefeiert wird.

⁷ Der letzte deutsche Kaiser und König von Preußen (1888–1918) wurde am 27. Januar 1859 geboren.

gehörte zu den ältesten Vereinen im Hultschiner Ländchen, im Jahre 1920 wirkte sie in einunddreißig Gemeinden. Als einer der aktivsten Vereine galt der deutsche Kulturverband, der in den Jahren 1928/29 schon fünfundzwanzig Ortsgruppen im Hultschiner Ländchen hatte. Eine Stütze fanden die deutschen Organisationen in der Persönlichkeit von Dr. Reinhold Weigel. Ihm gelang es, Geld von deutschen Stiftungen zu gewinnen, mit dem die Vereinstätigkeit finanziell unterstützt werden konnte. Mit der Organisationsarbeit waren vor allem deutsche Privatlehrer sehr beschäftigt, dank derer die deutschen Vereine auch kulturelle Tätigkeiten ausüben konnten (vgl. Plaček 2007:127).

Im Jahre 1922 mussten sowohl die deutschen als auch einige tschechische Vereine im Hultschiner Ländchen ein Hindernis überwinden. Nach der amtlichen Überprüfung ihrer Satzungen durch die politische Kreisverwaltung in Hultschin (Hlučín) wurde festgestellt, dass viele von ihnen der veränderten Verfassungslage, also der tschechischen Verfassung oder der gültigen Rechtsordnung, nicht entsprachen. Innerhalb von drei Monaten mussten die Satzungen korrigiert und dem bevollmächtigten Kommissar der Tschechoslowakischen Republik für das Herzogtum Ratibor (Racibórz, Polen) vorgelegt werden. Die Vereine, die diese Bedingung nicht erfüllten, wurden aufgelöst (ZAO, ZKRČ, Inventarnr. 122, Kartonnr. 42).

In der ersten Hälfte der 30er Jahre kann man eine große Schaffenskraft der deutschen Vereine im Hultschiner Ländchen beobachten. In Hultschin (Hlučín) selbst gab es im Jahr 1931 sechzehn deutsche Vereine, und in der hiesigen deutschen Bibliothek wurden jährlich mehr als 4000 Bücher ausgeliehen. Mithilfe von deutschen Vereinen oder Büchereien konnte sich auch die deutsche Minderheit eine deutschsprachige Ausbildung und Kultur gönnen. Das Problem auf dem Gebiet des Hultschiner Ländchens war, dass v. a. die extremistischen Parteien (Deutsche Nationalsozialistische Arbeiterpartei – DNSAP und Deutsche Nationalpartei – DNP) das Programm der hiesigen deutschen Organisationen für ihre politischen Ziele ausnutzten. Der deutsche Extremismus, der mit dem Jahre 1933 und dem Machtantritt von Hitler noch verstärkt wurde, war für die tschechische Regierung unzulässig. Infolge dieser Verhältnisse kam es in den Jahren 1933 und 1934 zu einem starken Eingriff in die deutschen Vereine, deren führende Persönlichkeiten etwas mit den deutschen nationalistischen Parteien zu tun hatten. Im Jahre 1933 wurde die Tätigkeit von dreizehn Vereinen im Hultschiner Ländchen eingestellt. Diese Einstellung wurde auch 1934 fortgesetzt, zusammen mit der Auflösung der Vereine und der Verhaftung der schuldigen Personen (Plaček 2007:180). Am Ende des Jahres 1934 wurden auch die politischen Parteien DNSAP und DNP amtlich verboten. Im selben Jahr wirkten hier trotzdem zweiundsechzig deutsche Vereine (Plaček 2000:74). Die zweite Welle der erhöhten Tätigkeit der deutschen Vereine verlief in den Jahren 1936 und 1937 (Plaček 2007:214).

3. Deutscher Kulturverband

Eine Dachorganisation, die sich mit ihren Aktivitäten in bedeutendem Maße am gesellschaftlichen Leben in den von der deutschsprachigen Bevölkerung bewohnten Gebieten beteiligte, war der Deutsche Kulturverband (URL 7). Der Verband wurde nach dem Ende des Ersten Weltkriegs und dem Zerfall der Habsburgermonarchie in der 1918 gegründeten Tschechoslowakei am 2. November 1919 von Ludwig Krieg und ehemaligen Mitgliedern des Deutschen Schulvereins⁸ in Prag gegründet. Er galt als der Rechtsnachfolger des Deutschen Schulvereins in Böhmen und Mähren und seine Tätigkeit wurde als streng apolitisch proklamiert. Diese sollte sich auf die Ausstattung von Schulen, Finanzierung von Lehrern und Lehrmaterial sowie durch die Vergabe von Stipendien konzentrieren. Das wichtigste Ziel, das sich die Stifter des Deutschen Kulturverbandes gesetzt haben, war *die volkserhaltenden und volksbildenden Bestrebungen der deutschen Bevölkerung in der Tschechoslowakischen Republik zu fördern und zu unterstützen* (ZAO, ZVSO, Signatur. XII-2449, Kartonnr. 4775). Die Organisationsstruktur des deutschen

⁸ Der Deutsche Schulverein bzw. der Deutsche Schulverein Südmark unterstützte aktiv die Stärkung des Grenz- und Auslandsdeutschtums. Er wurde am 13. Mai 1880 infolge der cisleithanischen Sprachverordnungen gegründet. Laut Gründungsaufwurf sollte das oberste Ziel des Schulvereines darin bestehen, in Gemeinden mit einer deutschen Minderheitsbevölkerung, *wo die Errichtung einer deutschen Schule auf öffentliche Kosten nicht erreicht werden kann, die Bestrebungen der Bevölkerung zur Errichtung deutscher Schulen zu fördern und zur Erhaltung der bereits bestehenden (Schulen) durch Zuschüsse zu den Lehrerbesehdungen und Lehrmittelkosten beizutragen.* *Der Deutsche Schulverein.* In: Erwin Barta, Karl Bell: *Geschichte der Schutzarbeit am deutschen Volkstum*, Dresden 1930, S. 14.

Verbandes war streng strukturiert und jede Ortsgruppe wurde vom Vorstand, den ein Obmann,⁹ ein Schriftführer und ein Zahlmeister bildeten, gerichtet (ZAO, ZVSO, Signatur XII-2449, Kartonnr. 4775). Ihre Mitglieder trafen sich (regelmäßig) alljährlich, mindestens einmal, bei (Gelegenheit) einer ordentlichen Versammlung – der Jahresversammlung. Diese sollte in den ersten drei Monaten eines jeden Jahres einberufen werden (ZAO, ZVSO, Signatur XII-2449, Kartonnr. 4775). Außer dieser Sitzung wurden während eines Jahres relativ oft auch andere gelegentliche Versammlungen organisiert, z.B. Abschieds-Sitzung (OAO, Hultschiner Zeitung, 26.9.1923). In Hultschin (Hlučín) wurde die lokale Organisation des Deutschen Kulturverbandes am 27. August 1922 gegründet. Zu den Gründungspersönlichkeiten gehörten Karel Hlubek¹⁰ (Obmann), Max Špakovský (Schriftführer) und Reinhold Kladziwa (Zahlmeister). Die Ortsgruppe bestand aus 150 Mitglieder, von denen nur ungefähr zehn gebürtige Deutsche waren. Die erste Erwähnung über die aufklärerische Tätigkeit des Deutschen Kulturverbandes sind in der Ausgabe der ‚Hultschiner Zeitung‘ aus dem Jahr 1923 zu finden.

Einen deutlichen Erfolg verzeichnete der Deutsche Kulturverband bei der Verbreitung der Leserzeihen. Er förderte in mehreren Gemeinden des Hultschiner Ländchens eine Gründung deutscher Bibliotheken finanziell. Diese wurden dann als Eigentum eines Volksbüchervereines registriert oder bildeten einen Bestandteil einer öffentlichen Bibliothek, die aber vom Deutschen Kulturverband verwaltet wurde und dem Deutschen Kulturverbandsbezirk unterstellt wurde. Dank der systematischen Arbeitsweise wurden in den Jahren 1928/29 deutsche Bibliotheken in zwanzig Gemeinden gegründet: Beneschau (Dolní Benešov), Bielau (Bělá), Bobrownik (Bobrovníky), Bolatitz (Bolatice), Buslawitz (Bohuslavice), Haatsch (Hať), Hoschialkowitz (Hošťálkovec), Kauthen (Kouty), Köberwitz (Kobeřice), Kuchelna Chuchelná, Ludgerstal (Ludgeřovice), Markersdorf (Markvartovice), Oppau (Zábřeh), Petershofen (Petřkovice), Rohow (Rohov), Sandau (Píšť), Schepankowitz (Štěpánkovice), Strandorf (Strahovice), Zauditz (Sudice), Zawada (Závada). Den Archiveinträgen nach wurden die Einrichtungen der deutschen Bibliotheken auch in sonstigen Hultschiner Gemeinden geplant, aber aufgrund der ungenügenden finanziellen Förderung konnten diese nicht verwirklicht werden (ZAO, WR, Inventarnr. 28, Kartonnr. 14). Eine Erwähnung über eine mögliche Realisation dieses Vorhabens wurde in den zugänglichen Archivalien nicht gefunden. Die am besten ausgestatteten Bibliotheken waren in Bolatitz (Bolatice), in Beneschau (Dolní Benešov), in Köberwitz (Kobeřice), in Krawarn (Kravaře) und selbstverständlich in Hultschin (Hlučín), wo die deutsche Bibliothek im Jahre 1937 4000 Bücher verwaltete. Wesentliche Verdienste für das problemlose und zweckvolle Fungieren der Bibliotheken und damit auch der Vereine hatten hauptsächlich die deutschen Lehrer. Neben der finanziellen Unterstützung der Bibliotheksarbeit ergriff der Deutsche Kulturverband Initiativen zur Stärkung des deutschen Bewusstseins der Hultschiner Bevölkerung, und zwar mittels (des) deutschen Privatunterrichts genauso wie des kulturellen und Unterhaltungsveranstaltungen. Seine Aktivitäten dehnte er gleichmäßig im ganzen Jahresverlauf aus und ließ keine Gelegenheit in keiner Jahreszeit aus, seine Tätigkeit zu propagieren. Schon am Jahresanfang, in der Faschingszeit, war es üblich, für die Verbandmitglieder und alle potentiellen Anhänger verschiedene Tanzabende, Unterhaltungsabende und Bälle zu organisieren. Als ein Beispiel kann man den Maskenball anführen, der für Kulturverbandmitglieder aus der breiten Umgebung, d. h. auch aus dem Hultschiner Ländchen, von der Frauen- und Mädchenortsgruppe des Deutschen Kulturverbandes in Troppau (Opava) im Februar 1934 unter dem Einladungstext *Auf zum Maskenball des deutschen Kulturverbandes in Troppau* (ZAO, WR, Inventarnr. 41, Kartonnr. 19, Hultschiner Zeitung: 20.12.1933) organisiert wurde. Am 30. April 1933 erweckte die Aufführung der Operette ‚Der Jäger aus der Pfalz‘ beim breiten Publikum große Aufmerksamkeit, die von Laiensängern und Schauspielern (der Mitglieder) der Ortsgruppe Petershofen (Petřkovice) vorbereitet wurde (ZAO, WR, Inventarnr. 41, Kartonnr. 19, Hultschiner Zeitung: 6.5.1933).

⁹ Im Jahre 1929 war der Obmann des Bezirksverbandes Hultschin, der seinen Sitz in Bolatitz hatte, Josef Dworok aus Petershofen (Vgl. ZAO, WR, Inventarnr. 28, Kartonnr. 14).

¹⁰ Nach dem persönlichen Zeugnis des Nachkommens – des Neffen Josef Hlubek aus Hlučín – war Karel Hlubek ein begeisterter Anhänger aller Deutschen und wegen seiner Überzeugung befand er sich im Streit mit anderen Familienmitgliedern, insbesondere als er seinen Namen eindeutschen wollte. Er war einer der wichtigsten Unternehmer in Hlučín, der Besitzer einer der größten Gärtnereien der Region. Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges wurde er im Jahre 1945 ausgesiedelt vertrieben. Laut Zeugenaussagen war der Grund jedoch weniger sein Deutsch als ein großer, sehr gut prosperierender Gartenbau.

Im Mai 1933 wurde von der Ortsgruppe in Markersdorf (Markvartovice) eine gemütliche Muttertagsfeier vorbereitet, deren untrennbare Bestandteile auch eine Kinderaufführung und ein Tanzabend bildeten (ZAO, WR, Inventarnr. 41, Kartonnr. 19, Hultschiner Zeitung: 13.5.1933). Die Ortsgruppe Hultschin (Hlučín) erhielt jedes Jahr eine Tradition der Sommerfeste, z. B. im Jahr 1923 feierten ihre Mitglieder eine Unterhaltungsveranstaltung ‚Volksgarten zur schönen Aussicht‘. An der Organisation des feierlichen Beinsamens beteiligten sich auch die Mitglieder des Turnvereins mit ihren Sportvorführungen, für den künstlerischen Inhalt des Treffens sorgten die Musiker aus dem hultschiner Streichorchester (OAO, Hultschiner Zeitung: 13.6., 16.6.1923). Ähnliche sommerliche Zusammentreffen wurden von der Mitgliederbasis in manchen Gemeinden im Hultschiner Ländchen veranstaltet. Den Archiveinträgen nach fanden diese im Jahr 1928 in Hoschialkowitz (Hošťálkovice) (ZAO, WR, Inventarnr. 41, Kartonnr. 19; Hultschiner Zeitung: 18.7.1928) oder im Jahr 1932 in Petershofen (Petřkovice) (ZAO, WR, Inventarnr. 41, Kartonnr. 19, Hultschiner Zeitung: 24.8.1932) statt. Im Herbst 1933 unternahm die Mitglieder der Ortsgruppe Hultschin (Hlučín) und ihre Anhänger einen Herbstaussflug nach Beneschau (Dolní Benešov) (ZAO, WR, Inventarnr. 41, Kartonnr. 19, Hultschiner Zeitung: 30.9.1933).

Ein breites Spektrum der Veranstaltungen, die im Zusammenhang mit der Feier des Weihnachtsfestes verbunden wurden, organisierte der Deutsche Kulturverband für Kinder. Die Ortsgruppe in Hultschin (Hlučín) bereitete für Kinder, die den Privatunterricht besuchten, im „Volksgarten“ in Hultschin (Hlučín) eine Weihnachtsbescherung vor (OAO, Hultschiner Zeitung: 19.12.1923). Für Erwachsene wurden Theatervorstellungen einstudiert. Einem Artikel aus der ‚Hultschiner Zeitung‘ aus dem Jahr 1923 nach sollte das vorgeführte Theaterwerk beim Publikum Erfolg (gehabt) haben (OAO, Hultschiner Zeitung: 12.12.1923), im Zweiten/zweiten Artikel wurden die Leser zu einem Theaterabend eingeladen, an dem eine Posse von Karl Laufs namens ‚Pension Schöllner‘ gespielt werden sollte (OAO, Hultschiner Zeitung: 15.12.1923).

Die intensive ideologische, moralische und finanzielle Unterstützung des Deutschen Kulturverbands aller möglichen Vereinstätigkeiten der deutschen Minderheit im Hultschiner Ländchen vermittelte die engsten ökonomischen, sozialen und kulturellen Verbindungen mit dem deutschsprachigen Raum. Diese Bestrebungen wurden auch mit der Organisation des Privatunterrichts in mehreren hultschiner Gemeinden verstärkt.

4. Cäcilien-Verein

Einer der Vereine, von dessen gesellschaftlicher Tätigkeit authentische Materialien zeugen, ist der kirchliche Cäcilien-Verein aus Hultschin (Hlučín). Aus der bis heute erhaltenen Chronik des Musikvereins ist das Gründungsdatum, 21.11.1897 (Kronika Sboru svaté Cecílie:43), genauso wie der Name des ersten Vorsitzenden Johann Trullays, des Direktors der hultschiner Bürgerschule, der bis zum Jahr 1920 an ihrer Spitze saß, festzustellen. Es sind hier auch die einzelnen Punkte seiner Satzungen eingetragen, die u. a. die Grundideen des Vereins, *die Pflege der Kirchenmusik der katholischen Kirche auf der Grundlage liturgischer Gesetze und Verordnungen* (ZAO, ZKRČ, Signatur Rat XII-380, Kartonnr. 41) näherbringen. Die Ideen sollten im Rahmen unterschiedlicher Sitzungen, Proben und anderer Veranstaltungen gefestigt und weitervermittelt werden. Um die Vorsätze zu erfüllen, sollten die Mitglieder (regelmäßig) einmal wöchentlich bei einer Probe Gesänge üben und täglich an einem Gottesdienst teilnehmen und mit dem Chor singen (ZAO, ZKRČ, Signatur Rat XII-380, Kartonnr. 41). Das Vereinsmitglied konnte *jeder katholische Christ werden, welcher das 16. Lebensjahr erreicht hat und einen ehrenhaften Lebenswandel führt* (ZAO, ZKRČ, Signatur Rat XII-380, Kartonnr. 41). Jeder, der nicht gerade mit einem musikalischen Gehör begabt war, hatte auch die Möglichkeit, ein unterstützendes Mitglied zu werden, obwohl auch in diesem Fall strenge Bedingungen galten. Der Adept sollte in der Stadt Hultschin (Hlučín) oder in ihrer Umgebung wohnen und sich eines ehrenhaften Lebenswandels erfreuen (ZAO, ZKRČ, Signatur Rat XII-380, Kartonnr. 41). Die Generalversammlung hatte u. a. auch eine Befugnis, einige Vereinsmitglieder für ihre außerordentlichen Verdienste zu (den) Ehrenmitgliedern zu erheben (ZAO, ZKRČ, Signatur Rat XII-380, Kartonnr. 41). Umgekehrt konnte ein Mitglied für Pflichtenverletzungen, z.B. die regelmäßige Teilnahme an Proben oder die Leistung der Beiträge, aus dem Verein ausgeschlossen werden (ZAO, ZKRČ, Signatur Rat XII-380, Kartonnr. 41). Im Jahr 1920 geschah ein Generationenwandel in der Führung des Vereins und die Leitung übernahm der begabte Musiker Paul Studnitzky. Mit seiner Person kommt

auch ein neuer künstlerischer und organisatorischer Geist an, der das musikalische Niveau des Vereins emporhob. In seine Leitungszeit fällt auch die Organisation der finanziellen Sammlung für den Einkauf einer neuen Orgel, die mit ihrer Installation im Jahr 1922 zum erfolgreichen Ende gebracht wurde. Um eine finanzielle Förderung für die Installation der neuen Orgel zu bekommen, organisierte der Verein im Sommer 1920 ein repräsentatives Konzert (OAO, Hultschiner Zeitung: 19.5.1920). Der Treffpunkt der Mitglieder wurde das sog. „Josefhaus“, das hinter dem Hultschiner Brauhaus stand, in dem sowohl alle strategischen Entscheidungen fielen als auch Vorbereitungen und Übungen stattfanden. Hier wurden nicht nur die Gesangsauftritte, sondern auch Theateraufführungen oder Unterhaltungsabende vorbereitet (Kronika Sboru sv. Cecílie:43 f.). Im Jahr 1939 wurde der Cäcilien-Verein aufgrund der *Verordnung über die Auflösung, Überleitung und Eingliederung von Organisationen in den Sudetendeutschen Gebieten* (Kronika Sboru sv. Cecílie: Amtsverfügung) vom 22.10.1938 aufgelöst. Sein Vermögen wurde dem Verein abgenommen und auf die römisch-katholische Pfarrkirche in Hultschin (Hlučín) übertragen (Kronika Sboru sv. Cecílie: Amtsverfügung). Der Gesangchor, der den eigentlichen und wichtigen Kern des Vereins bildete, setzte seine Tätigkeit, trotz der amtlichen Verfügung, fort und auch heute gehört er immer noch untrennbar zum Kolorit nicht nur des kirchlichen, sondern auch öffentlichen Lebens der Stadt Hlučín (Hultschin). Die tragischen Ereignisse des Zweiten Weltkriegs griffen unbarmherzig auch in den Betrieb des Chores ein. Die männlichen Chormitglieder, Dirigent Paul Studnitzky inklusiv, wurden von den historischen Begebenheiten eingeholt und alle wurden zur Wehrmacht aufgerufen, um ihre gesetzliche Wehrpflicht zu erfüllen. Vor den Rest des Chores stellte sich der junge Tenorist Josef Starzinský (Kronika Sboru sv. Cecílie:46) als neuer Chorleiter vor. Nach dem Krieg befand sich der Chor in einer dezimierten Lage. Manche Sänger und Musiker kehrten von der kriegerischen Front nicht mehr zurück, manche entschieden sich freiwillig, eine neue Heimat in Deutschland zu finden, manche wurden von den politischen und gesellschaftlichen Umständen zum Verlassen ihrer Geburtshäuser gezwungen. Den Chronikeinträgen nach sollte Paul Studnitzky nach Deutschland ausgesiedelt werden, wo er im Jahre 1950 starb. An die lange Tradition des Chores knüpfte im Jahr 1945 Pavel Šafarčík an, unter dessen Leitung die Tätigkeit bis zum Jahr 1973 weiterentwickelt wurde (Kronika Sboru sv. Cecílie:46).

Wie die Tätigkeitsorientierung des Vereins andeutet, wurden seine kulturellen Aktivitäten vor allem mit einer Musikproduktion verbunden. An der ersten Stelle standen Konzerte, die bei verschiedenen Gelegenheiten organisiert wurden, vor allem bei (den) kirchlichen Festen wie z. B. im Mai 1913, als der Chor mit seinen Gesängen das Fronleichnamfest¹¹ begleitete und zu seiner feierlichen Stimmung beitrug (OAO, Hultschiner Zeitung: 24.5.1913). Der alljährliche Jahresanfang wurde von einem Konzert bewillkommenet, das die Mitglieder des Cäcilien-Vereins im Hotel „National“ in Hultschin (Hlučín) für die breite Öffentlichkeit vorbereiteten und das nach Jahren sein treues Publikum gewann (OAO, Hultschiner Zeitung: 4.1.1913). Als ein Beispiel ist das Konzert am Neujahrstag 1920 zu nennen, welches unter der Leitung des Gründers des Vereins Johann Trullay durchgeführt wurde (OAO, Hultschiner Zeitung: 10.1.1920). Auch am 1. Januar 1933 wurde im Saal der Gaststätte „Goldene Krone“ das neue Jahr mit einem Konzert begrüßt und bei dieser Gelegenheit wurde auch ein Weihnachtsliederspiel, ‚Christnacht‘, aufgeführt (OAO, Hultschiner Zeitung: 20.12., 23.12., 30.12.1933). Mit dem Musizieren wurden auch verschiedene Unterhaltungsabende verbunden, während derer auch Theaterauftritte und Tanzproduktionen vorgeführt wurden, wie z. B. im Februar 1923 ein Liederspiel ‚Die Meistergeige‘ (OAO, Hultschiner Zeitung: 31.1.1923). Aus den untersuchten Quellen ergibt sich auch, dass, obwohl der Hauptgehalt des vor allem kirchlichen Vereins das Singen der religiösen Lieder bildete, sich ihre Mitglieder trauten, auch einige Operetten einzuüben und folgend der Öffentlichkeit vorzuführen. Darüber zeugt der Zeitungsbericht vom März 1922, der über die Uraufführung der Operette ‚Das Dorf ohne Glocke‘ (Kronika města Hlučína od roku 1922:7) berichtet, genauso wie der vom Dezember desselben Jahres, der die Uraufführung der Operette ‚Der wilde Horst‘ (Kronika města Hlučína od roku 1922:11) thematisiert. Auch in folgenden Jahren blieb der Verein dem Musikgenre treu und bereitete Inszenierung der Operette ‚Die Ratsmädels‘ zur Szene vor (Kronika města Hlučína od roku 1922:17). Das Betätigungsfeld des Vereins wurde nicht nur auf die Stadt Hultschin (Hlučín) beschränkt, sondern es wurde auch auf die umliegenden Gemeinden

¹¹ Ein Fest der katholischen Kirche, mit dem die leibliche Gegenwart Jesu Christi im Sakrament der Eucharistie gefeiert wird.

erweitert. Im Februar 1921 bereiteten die Mitglieder des Vereins mit ihrem Wohltätigkeits-Konzert, z. B. den Zuschauern aus Petershofen (Petřkovice), ein schönes musikalisches Erlebnis (OAO, Hultschiner Zeitung: 12.2.1921). Neben den Gesangsübungen und Konzertauftritten bildeten auch Ausflüge in die nahe aber auch ferne Umgebung einen untrennbaren Bestandteil der Vereinsaktivitäten. Vor allem in warmen Sommertagen begaben sich die Sänger nach Strzebowitz (Štěbořice) (OAO, Hultschiner Zeitung: 30.7.1910) oder nach Freiheitsau (Háj ve Slezsku) (OAO, Hultschiner Zeitung: 19.7.1913). Jeder Ausflug wurde u. a. vom Gesang eines für diese Gelegenheit neu geübten Liedes begleitet (Kronika Sboru sv. Cecílie:50).

Der Cäcilien-Verein gehört zu den bedeutenden musikalischen Vereinen, die sich unverwischbar nicht nur ins Bewusstsein der deutschen Bevölkerung im Hultschiner Ländchen einschrieben. Seine umfangreiche Tätigkeit, die u. a. das regelmäßige Singen der geistlichen Lieder bei den heiligen Messen, die Produktion der Gesangskonzerte bei unterschiedlichen Gelegenheiten oder das Organisieren begleitender, nicht nur kultureller, Veranstaltungen einbezog, trug wesentlich zum allgemeinen Aufschwung der Kultur in der Region bei.

5. Freiwillige Feuerwehr

Die deutsche freiwillige Feuerwehr wurde im Hultschiner Ländchen mit allen Sphären des Gemeindelebens untrennbar verbunden. Das Gründungsdatum der ersten Feuerwehr, die im Jahre 1881 in Hultschin gegründet wurde, verrät den Anfang einer langen Tradition. Schrittweise wurden die einzelnen Korps gebildet, im Jahr 1896 in Buslawitz (Bohuslavice) und Zauditz (Sudice), im Jahr 1899 in Odersch (Oldřišov), erst im Jahr 1900 in Deutsch Krawarn (Kravaře) und im Laufe der zwei ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts auch in weiteren Gemeinden des Hultschiner Ländchens (Plaček 2007:77). Nach den Satzungen der Hultschiner freiwilligen Feuerwehr, sollte nicht nur die Stadt, sondern auch die umliegenden Gemeinden im Umkreis bis zu 7 km in ihren Bezirk einbezogen werden (ZAO, ZKRČ, Inventarnr. 122, Kartonnr. 42). Neben den professionellen Pflichten, die mit regelmäßigen Übungen (OAO, Hultschiner Zeitung: 30.4.1910, 7.5., 18.6.1921 usw.) und Eingriffen (Kronika města Hlučína od roku 1922:15, 22) unterstützt wurden, fehlte keine Veranstaltung, an der die freiwillige Feuerwehr sowohl als (ein) Akteur, als auch als (ein) Organisator nicht teilnehmen würde. Den großen Teil ihrer Aktivitäten nahm die Beteiligung in irgendwelcher Form am kulturellen Leben der Gemeinde ein. Eine der wichtigsten Gelegenheiten, bei der die freiwillige Feuerwehr ihre Bedeutung und Unentbehrlichkeit demonstrieren konnte, spielte sich bei den Gründungsfeiern in einzelnen Gemeinden ab. Den erreichbaren Quellen nach wurde in ihrem Rahmen der breiteren Öffentlichkeit gewöhnlich die Feuerschutzbereitschaft demonstriert. Die hultschiner Feuerwehr feierte ihr dreißigjähriges Stiftungsfest in Verbindung mit dem 9. Kreisfeuerwehr-Verbandstag des Landkreises Ratibor (Racibórz, Polen). Bei der Feier tauschten vierzig Feuerwehren ihre Erfahrungen, drei Feuerwehren aus Österreich inklusiv, aus. Am 1. April 1911 umfasste der Kreisfeuerwehr-Verband des Landkreises Ratibor (Racibórz, Polen) fünfundvierzig freiwillige Feuerwehren mit einundsechzig Ehren-, 1484 aktiven und 1180 zahlenden Mitgliedern (OAO, Hultschiner Zeitung: 15.7.1911). Auch in den nachfolgenden Jahren feierte die freiwillige Feuerwehr in Hultschin ihr vierzig- und fünfzigjähriges Jubiläum mit gut organisierten Festen. (OAO, Hultschiner Zeitung: 23.7.1921, Kronika města Hlučína od roku 1922:34). Bei einer Feier im August 1931 im Garten des Restaurants *Kucharz* traf sich eine bunte Gesellschaft mit Vertretern der anderen deutschen Vereine (Kronika města Hlučína od roku 1922:34). Bei ähnlichen Gelegenheiten des Stiftungsfestes trafen sich die freiwilligen Feuerwehren auch in sonstigen Gemeinden des Hultschiner Ländchens. Im Jahr 1921 erinnerten an ihre Anfänge vor zwanzig Jahren die Feuerwehrkorps in Petershofen (Petřkovice) und Haatsch (Hať). Das freudige Jubeln wurde mit einer festlichen Vorführung eröffnet und setzte mit dem Gartenkonzert und Tanzkränzchen fort (OAO, Hultschiner Zeitung: 13.8.1921). Aber auch die anderen Unterhaltungsveranstaltungen der freiwilligen Feuerwehr durchliefen in einer lustigen Stimmung, begleitet von einem Theaterstück, wie z. B. im Jahr 1921 in Hoschialkowitz (Hošťálkovice) (OAO, Hultschiner Zeitung: 9.4.1921) oder im Jahr 1923 in Schillersdorf (Šilheřovice) (OAO, Hultschiner Zeitung: 3.1.1923). Auch die freiwillige Feuerwehr in Buslawitz (Bohuslavice) blieb nicht im Rückstand. Ihre Mitglieder übten das Spiel ‚Herrn Pause‘ ein, welches sie am Ostermontag 1923 im Kultursaal der Ortsgaststätte vorführten. Ihre Spielkunst zeigten die begeisterten Laienschauspieler allmählich im Lustspiel ‚Der überzählige Rittmeister‘, im Volksstück ‚Der Meineidbauer‘ oder in der Posse ‚Eine Rekrutierung in

Posemuckel' (OAO, Hultschiner Zeitung: 31.3.1923). Als besonders günstige Zeit fürs Organisieren verschiedener Veranstaltungen kommt erreichbaren Quellen nach der Sommer zum Vorschein. Die Einladungen zu verschiedenen Sommerfesten, Sommerunterhaltungsabenden, Sommerkonzerten füllten alljährlich die Seiten der ‚Hultschiner Zeitung‘ und Rückberichten nach ernteten diese großen Erfolg. Nicht vergessen sollten auch verschiedene Faschingsvergnügen oder Kirmesfeier bleiben, genauso wie spezifische Feiern, die zu einer einzigartigen oder außergewöhnlichen Gelegenheit veranstaltet wurden: die Kaisergeburtstagsfeier (OAO, Hultschiner Zeitung: 18.1.1913), Feiern von verschiedenen kirchlichen Festtagen, z. B. Fest des Heiligen Florians (OAO, Hultschiner Zeitung: 26.4.1913), das Fahnenweih-Feste wie beispielsweise in Ellgoth-Hultschin (Lhotka), das von einer Messe, folgend von einer Angriffsübung und schließlich von einer Volksbelustigung und von einem Tanz begleitet wurde (OAO, Hultschiner Zeitung: 9.8.1921), oder eine Abschiedsfeier für scheidende Mitglieder, z. B. für das Vorstandsmitglied Mierzowski (OAO, Hultschiner Zeitung: 6.12.1913). Ihre gesellschaftliche Aufgabe erfüllte die Freiwillige Feuerwehr beim Organisieren verschiedener Ausflüge, im Jahre 1920 nach Kosmütz (Kozmice) (OAO, Hultschiner Zeitung: 3., 7.7.1920) oder im Jahr 1923 nach Bobrownik (Bobrovníky) (OAO, Hultschiner Zeitung: 15.8.1923). Der Hultschiner Korps plante seine Routen in die Gemeinden in der Umgebung, wo die Ausflüge in einem Ortslokal endeten, wo die physische Anstrengung bei einer gemeinsamen Unterhaltung bzw. bei einem Tanzkränzchen ausgewogen werden konnte.

Die allseitige Tätigkeit des Korps der deutschen freiwilligen Feuerwehr in einzelnen Gemeinden beeinflusste das kulturelle und gesellschaftliche Leben im Hultschiner Ländchen wesentlich. Neben den fachlichen Eingriffen, bei denen in den meisten Fällen menschliches Leben und materielles Eigentum gerettet wurden, beeinflussten sie mit ihrer freiwilligen Arbeit auf dem Kulturfeld den Gang der ganzen Gemeinde und vollendeten somit ihr Kolorit.

6. Fazit

Die Freizeitaktivitäten der deutschen Vereine im Hultschiner Ländchen wurden ab dem Ende der 30er Jahre von den totalitären Regimen zerrissen, sollte es sich um das nazistische in den Jahren 1938–1945 oder das sozialistische Regime in den Jahren 1945–1989 handeln. Die Kriegskonsequenzen brachten intensive Tschechisierungen der Hultschiner Bevölkerung mit sich, und alles, was mit der deutschen Sprache oder den deutschen Realien zu tun haben könnte, wurde gesamtheitlich verschwiegen und unterdrückt. Somit hörten auch die reichen/großzügigen Vorkriegstätigkeiten der zahlreichen deutschen Vereine auf. Erst nach der Wende im Jahre 1989 kam es zur Lockerung der politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse und die Gemeinden im Hultschiner Ländchen suchten einen unbelasteten Weg zu ihren historischen Wurzeln. Die unvertretbare Rolle in diesem Sinn spielte das *Muzeum Hlučínka* (Museum des Hultschiner Ländchens). Die Tätigkeit des Museums konzentriert sich vor allem auf die Bewahrung und Entwicklung der Identität des Hultschiner Ländchens (URL 4). Das Museum veranstaltet eine ganze Reihe von thematischen Ausstellungen, die wichtigste ist die dauerhafte Exposition unter dem Titel ‚Kdo jsou lidé na Hlučínku‘ (Wer sind die Menschen im Hultschiner Ländchen). Einige der Hultschiner Gemeinden, die nach dem Jahr 1960 nicht dem Bezirk Opava (Troppau) oder Ostrava (Ostrau) angegliedert wurden (Plaček 2007:145, 163), entschieden sich zur engeren Zusammenarbeit und verbanden sich im Jahre 2006 in *Sdružení obcí Hlučínka* (Vereinigung der Gemeinden des Hultschiner Ländchens) (URL 1) und bildeten im Jahr 2006 zusammen die *Místní akční skupina Hlučínsko* (Lokale Aktionsgruppe des Hultschiner Ländchens) (URL 2). Beide Gemeinschaften streben nach der Verbesserung in allen Sphären des ökonomischen, gesellschaftlichen und kulturellen Lebens in der Region. Seit dem 1995 Jahr beteiligt sich an der Intensivierung der internationalen deutsch-tschechischen Beziehungen *Sdružení slezsko-německých přátel Hlučínka* (die Gemeinschaft schlesisch-deutscher Freunde im Hultschiner Ländchen) (URL 3). Ihre Tätigkeitsinhalte werden vor allem auf dem Organisieren unterschiedlicher Sprachkurse, kultureller Veranstaltungen oder Gottesdienste in der deutschen Sprache aufgebaut.

Die Tradition des deutschen Vereinslebens ist teilweise auch in der Gegenwart erhalten. Jedes Jahr findet in Hlučín (Hultschin) (das *Festival kultury Hlučínka* (das *Festival der Kultur des Hultschiner Ländchens*) statt (URL 5), an dem nicht nur die Vereinsvertreter aus dem Hultschiner Ländchen, sondern auch aus Polen und aus Deutschland die Ergebnisse ihrer künstlerischen Freizeittätigkeit präsentieren (URL 6).

Literaturverzeichnis

Primärliteratur:

- Okresní archiv v Opavě/Staatliches Bezirksarchiv Opava (SOKAO). *Hultschiner Zeitung 1910–1937*.
- Městský úřad Hlučín/Städtische Behörde Hlučín. *Kronika města Hlučina od roku 1922/Chronik der Stadt Hlučín seit dem Jahr 1922*.
- Soukromé vlastnictví/Privateigentum. *Kronika Sboru sv. Cecílie/Chronik des Cäcilien Vereins*.
- Zemský archiv v Opavě/Landesarchiv Troppau (weiter nur ZAO). ZAO, *Weigel Reinhold*, WR, Inventarnr. 28, Kartonnr. 14.
- ZAO, *Weigel Reinhold*, WR, Inventarnr. 41, Kartonnr. 19.
- ZAO, *Zemská vláda slezská Opava, ZVSO*, Signatur XII-2449, Kartonnr. 4775.
- ZAO, *Zplnomocněný komisař republiky Československé pro Ratibořsko, Opava/ bevollmächtigter Kommissar der Tschechoslowakischen Republik für das Herzogtum Ratibor, Troppau, ZKRČ*, Signatur Rat XII-380, Kartonnr. 41.
- ZAO, ZKRČ, Inventarnr. 122, Kartonnr. 42.

Sekundärliteratur:

- FICEK, Viktor, et. al. (1958): *Hlučínsko: příroda – lid – kultura*. Ostrava.
- HOŇKOVÁ, Jitka (2012): *Hudební život na Hlučínsku v 20. a 21. století*. Diplomová práce. Ostrava.
- CHRÁSTECKÝ, Metoděj (2008): *Hlučínsko, Valticko, Vitorazsko: podobná minulost: historie, obce, atraktivita*. Hlučín.
- KLADIWA, Pavel et. al. (2006): *HLUČÍN, 750 let města*. Lanškroun.
- PLAČEK, Vilém (2000): *Prajzáci aneb k osudům Hlučína 1742–1960*. Háj ve Slezsku.
- PLAČEK, Vilém (2007): *Prajzáci II aneb Hlučínsko ve staronové vlasti 1920–1938*. Háj ve Slezsku.
- ŠEBESTOVÁ, Irena (2014): Das kulturelle und literarische Leben der deutschsprachigen Bevölkerung im Hultschiner Ländchen in der zeitgenössischen Lokalpresse. In: *Studia niemcoznawcze-Studien zur Deutschkunde*. Warszawa, S. 45–56.
- ŠEBESTOVÁ, Irena (2017): Die interkulturellen Dimensionen literarischer Texte am Beispiel des Hultschiner Ländchens. In: *Brücken Germanistisches Jahrbuch Tschechien-Slowakei*. Praha, S. 221–238.

Internetquellen:

- URL 1: <http://www.hlucinsko.com>. Hlučínsko. *Sdružení obcí Hlučína*. [8.12.2018].
- URL 2: <http://www.mashlucinsko.cz>. MAS Hlučínsko. *Místní akční skupina Hlučínsko*. [8.12.2018].
- URL 3: <http://www.info.hlucin.com/?page=info&sekce=6&id=203>. Informační centrum Hlučín. *Sdružení slezsko-německých přátel Hlučína*. [8.12.2018].
- URL 4: <http://muzeum.hlucin.com/?page=texty&id=2&jazyk=CZ>. Muzeum Hlučín. [8.12.2018].
- URL 5: <http://www.hlucin.cz/pro-obcany/tiskove-zpravy/festival-kultury-hlucinska-se-blizi.html>. Iregiony. *Festival kultury Hlučína 2013*. [8.12.2018].
- URL 6: <http://regiony.impuls.cz/moravkoslezsky-kraj/festival-kultury-hlucinska2013.html>. [8.12.2018].
- URL 7: http://de.wikipedia.org/wiki/Deutscher_Kulturverband Wikipedia. *Deutscher Kulturverband*. [8.12.2018].

Dvorský, Juraj (2017): *Od naratívnej gramatiky k interdisciplinárnej naratívu*. Ružomberok: Verbum – vydavateľstvo Katolíckej univerzity v Ružomberku. ISBN 978-80-561-0454-5. 192 S.

Der an der Katholischen Universität Ružomberok wirkende Germanist Juraj Dvorský befasst sich seit mehr als zwanzig Jahren mit der Narratologie. Neben der Dissertation ‚Štruktúra perspektív v komunikačnom modeli naratívnych textov. Analýza vybraných próz Christy Wolfovej‘ (2006) publizierte er eine Reihe von Einzeluntersuchungen zu verschiedenen Aspekten der Erzähltheorie. Die hier rezensierte Monographie stellt einen vorläufigen Abschluss seiner bisherigen systematischen Erforschungen dar.

Wie der Titel der Arbeit ‚Von der narrativen Grammatik zur Interdisziplinarität des Narrativs‘ andeutet, ist Dvorský bestrebt, einen Bogen von der klassischen (strukturalistischen) zur nachklassischen Periode dieses wichtigen Bereichs der Literaturtheorie zu spannen. Die aus zehn Kapiteln bestehende Monographie hat eine gut durchdachte Struktur. Auf das einleitende Kapitel mit dem kurzen Aufriss der Geschichte der Narratologie folgen zunächst die Kapitel, in denen grundlegende Kategorien der Erzählforschung (Figur, Erzähler, Perspektive, Zeit, Raum) anhand repräsentativer Konzepte erörtert werden (Kapitel 2 – 7). Die letzten drei Kapitel (Kapitel 8 – 10) sind den aktuellen narratologischen Tendenzen gewidmet. Die transgenerische Narratologie ist mit den Ausführungen zur Narrativität des Dramas und der Lyrik vertreten, in denen sich der Autor v. a. auf das Verhältnis der Narrativität zur Performativität und auf den lyrisch-epischen Charakter der Ballade konzentriert. Im vorletzten Kapitel wird am Beispiel der Narrativität der Malerei ein Teil der transmedialen Erzähltheorie vorgestellt. Im Mittelpunkt des letzten Kapitels steht schließlich die interdisziplinäre Narratologie, konkret die Frage nach der Möglichkeit, die primär im Bereich des fiktionalen Erzählens erarbeiteten Konzepte der klassischen Narratologie (insbesondere die Kategorie des unzuverlässigen Erzählers) in der faktual ausgerichteten Historiographie anzuwenden.

Eine solche breit angelegte Konzeption der Monographie findet ihre Berechtigung in erster Linie darin, dass es in der slowakischen Literaturwissenschaft seit den bahnbrechenden erzähltheoretischen Arbeiten Nora Krausová (v. a. ‚Rozprávač a románové kategórie‘, 1972) keine umfassenden Versuche gab, über das immer weitere Feld der Narratologie in einer monographischen Arbeit einen Überblick zu bieten. Die besondere Leistung der rezensierten Publikation besteht darin, dass es ihrem Verfasser gelingt, seiner schwierigen Aufgabe im Großen und Ganzen gerecht zu werden. Dvorský ist ein außerordentlich belehener Narratologe. Neben den aktuellsten Arbeiten kennt er die ältere Forschungsliteratur, die bis zu den Anfängen der Disziplin (z. B. Käthe Friedemann, Edward M. Forster) reicht. Dabei beschränkt er sich als

Germanist nicht nur auf die Leistungen der deutschsprachigen Wissenschaft, die am häufigsten vertreten sind. Neben der einschlägigen slowakischen und tschechischen Forschung (z. B. Milan Šútovec, Zuzana Malinová, Lubomír Doležel, Alice Jedličková, Tomáš Kubiček) bezieht er sich als studierter Russist u. a. auch auf die für die Erzähltheorie ausschlaggebenden Vertreter des Russischen Formalismus (Vladimir Propp, Boris Tomaševskij, Viktor Šklovskij). Darüber hinaus rezipiert er auch die Konzepte aus anderen Sprachen und Philologien, v. a. aus der Romanistik (Algirdas Julien Greimas, Tzvetan Todorov, Gérard Genette u. a.) und Anglistik (z. B. Wayne C. Booth, Seymour Chatman, Monika Fludernik).

Trotz der guten Orientierung in der Fachliteratur werden in der Monographie einige Konzepte nicht berücksichtigt, deren Behandlung nicht nur das präsentierte Bild vervollständigen, sondern auch zu neuen Lösungen der dargestellten Problematik führen könnte. So wird im dritten Kapitel, das den narratologischen Aspekten der Figur gewidmet ist, zwar mit Bohumil Fořts Monographie ‚Literární postava. Vývoj a aspekty naratologických zkoumání‘ (2008) gearbeitet, wobei der andere wichtige neuere tschechische Beitrag dazu, Daniela Hodrovás ‚...na okraji chaosu. Poetika literárního díla 20. století‘ (2001), in der Publikation gar nicht erwähnt wird. Im darauffolgenden Kapitel stellt Dvorský verschiedene Typologien des Erzählers vor. Darunter fehlt jedoch Jürgen H. Petersens ‚Erzählsysteme. Eine Poetik epischer Texte‘ (1993), eine Arbeit, die als ein wichtiges „Konkurrenzunternehmen“ zu Franz K. Stanzels Arbeiten anzusehen ist. Im fünften Kapitel versucht Dvorský das komplizierte Verhältnis der Kategorien Perspektive und Fokalisation zu bestimmen. Ausgehend von Burkhard Niederhoff (2001) plädiert er für die friedliche Koexistenz der beiden Begriffe. Er lenkt seine Aufmerksamkeit auf das Genettsche Konzept der Fokalisation. Die Theorien, die in der Nachfolge des französischen Narratologen entstanden sind, werden am Kapitelende nur in einem kurzen Absatz zusammengefasst (vgl. Dvorský 2017:73) bzw. ganz kurz in anderen Zusammenhängen angedeutet – so das Konzept von Mieke Bal (1983) (vgl. Dvorský 2017:15) und Jiří Hrabals (2011) (vgl. Dvorský 2017:135 f.). Ferner ist es lobenswert, dass sich Dvorský bei der kritischen Auseinandersetzung mit Käthe Hamburgers Ansichten zum Wesen der Lyrik neben Matias Martínez auch auf die tschechischen und slowakischen Theoretiker (Petr A. Bílek, Miroslav Červenka, Peter Zajac) beruft, die weiterhin relevanten älteren Arbeiten František Mikos werden jedoch nicht miteinbezogen. Und schließlich geht Dvorský bei seinen Ausführungen zur Ballade davon aus, dass es eine lyrisch-epische Einzelgattung sei. Er berücksichtigt nicht die in der Germanistik seit Johann Wolfgang von Goethe (Ballade als „Ur-Ei“ der Dichtung, in dem alle drei „Naturformen der Dichtung“ zusammenwirken) übliche Ansicht, wonach in der Ballade neben lyrischen und epischen auch dramatische Elemente kombiniert werden.

Dvorský hat die Fähigkeit, die komplexen Sachverhalte der Erzähltheorie verständlich zu erklären. Da es

sich um eine querschnittartig angelegte Monographie handelt, kann er manche Phänomene nicht ausführlich behandeln, sondern nur andeuten und auf die relevante spezielle Fachliteratur verweisen. Seine theoretischen Ausführungen belegt er mit plausiblen Beispielen, deren Spannweite von der mittelhochdeutschen Literatur (Hartmann von Aue, Walther von der Vogelweide) und gotischen Altarmalerei (Darstellung der heiligen Elisabeth von Ungarn in den Kirchen aus dem Gebiet der heutigen Slowakei) über William Shakespeare und William Hogarth bis zur modernen Literatur (z. B. Virginia Woolf, Alfred Döblin, Bertolt Brecht, Ernest Hemingway) reicht. Im letzten Kapitel gesellen sich dazu die Arbeiten zur Philosophie der Geschichte (Arthur C. Danto, Hayden White) und Historiographie der 1980er und 1990er Jahre (Natalie Zemon Davis, Peter Burke, Michael Maurer). Dabei unterlaufen dem Verfasser einige Flüchtigkeitsfehler. So bezeichnet er Georg Büchners kürzeren Text ‚Lenz‘ als Roman (vgl. Dvorský 2017:78) und Peter Stamms Roman ‚Ungefähre Landschaft‘ als Novelle (vgl. Dvorský 2017:95). Der Protagonist der Erzählung ‚Das Urteil‘ von Franz Kafka heißt in der Arbeit wiederholt nicht Georg Bendemann, sondern Gregor Bendemann (vgl. Dvorský 2017:118).

Dies sind Anzeichen, dass die Monographie vor der Drucklegung einer gründlicheren Schlussredaktion bedurft hätte. Davon zeugen auch manche Uneinheitlichkeiten und Ungenauigkeiten beim Zitieren und Bibliographieren. Der Arbeit mangelt es an einem Schlusskapitel, die deutsche Zusammenfassung (vgl. Dvorský 2017:164 f.) kann das nicht ersetzen.

Trotz der genannten Einwände stellt die rezensierte Monographie eine unbestreitbare Bereicherung der slowakischen Literaturwissenschaft dar. Sie gliedert sich in jenen nicht unwesentlichen Teil der aktuellen slowakischen Germanistik ein, der sich auf die Erforschung der literaturtheoretischen Fragestellungen konzentriert.

Ján JAMBOR

Schäfer, Pavla (2016): *Linguistische Vertrauensforschung. Eine Einführung. Mit einem Kapitel „Vertrauen und Gespräch“ von Martha Kuhnhenh. Germanistische Arbeitshefte Bd. 47. Hrsg. Von Thomas Gloning und Jörg Kilian. Berlin; Boston: de Gruyter. ISBN 978-3-11-045186-3. 280 S.*

Die *interdisziplinäre* Vertrauensforschung spielt seit den 1970er Jahren eine bedeutende Rolle in unserer Gesellschaft, sei es in der Öffentlichkeitsarbeit, im Journalismus, in der Bildung oder in der Erziehung. Die vorliegende Publikation stellt einen maßgebenden Beitrag zur Vertrauensforschung auf dem *linguistischen* Gebiet dar, vor allem wegen der Komplexität der theoretischen Ansatzpunkte, der methodischen

Übersichtlichkeit sowie der Vielfalt an praktischen Textbeispielen.

Das Buch ist insgesamt in 12 Kapitel eingeteilt. Wie bereits das erste Kapitel ‚Vertrauen im Alltag – zur Einleitung‘ andeutet, handelt es sich hier nicht nur um einen komplexen interdisziplinären Überblick der theoretischen Ausgangspositionen, sondern es werden auch viele konkrete Beispiele expliziter Thematisierung von Vertrauen im öffentlichen Diskurs angeboten, wie z. B. die Vertrauenskrise des ADAC 2014 oder der Skandal um VW 2015. Im ersten Kapitel werden ebenfalls die grundlegenden Thesen vorgestellt (S. 12–13), die eine bessere Orientierung in der Publikation ermöglichen und die Struktur des Buches erleuchten.

Im zweiten Kapitel führt die Autorin ihr potentielles Lesepublikum (in erster Linie Studierende, aber auch LinguistInnen sowie ForscherInnen anderer Fachrichtungen wie Psychologie, Soziologie, Politik-, Wirtschafts- oder Kommunikationswissenschaft) in die Vertrauensforschung ein. Sie versucht zunächst, Vertrauen als eine positive soziale Einstellung zu definieren, obwohl es auf der Hand liegt, dass es bei einem so komplexen pragmatischen Phänomen „keine einheitliche, von allen akzeptierte Definition“ geben kann (S. 16). In diesem Kapitel wird auch auf den aktuellen Forschungsstand der Vertrauensforschung und auf die Rolle der Sprachwissenschaft (Textlinguistik, pragmatische Stilistik, Gesprächsanalyse, Diskurslinguistik) bei der Untersuchung von Vertrauen eingegangen.

Das dritte Kapitel konzentriert sich auf die ‚Vertrauensbildung als semiotischen Prozess‘, wobei die mit dem Vertrauen verbundenen Komponenten (eine kognitive, eine emotive und eine verhaltensbezogene) sowie ein dreistufiges Modell der Vertrauensbildung (Grundvertrauen, Auftaktvertrauen, ausgeprägtes Vertrauen) ausführlich besprochen werden (vgl. S. 61 ff.).

Im vierten Kapitel ‚Operationalisierung von Vertrauen‘ fokussiert sich die Autorin auf vier von ihr 2013¹ entwickelte Faktoren, die eine mögliche linguistische Operationalisierung begünstigen: *Kompetenz* auf dem relevanten Gebiet, *Konsistenz* in den verbal und non-verbal vermittelten Inhalten, *Interesse* am Partner und *Koordiniertes Handeln* (S. 69). Diese Faktoren und ihre sprachliche Realisierung werden auch gleich an einem Beispieltext (‚Publizieren Sie beim Shaker Verlag‘) demonstriert (S. 80–82), was die RezipientInnen sicherlich begrüßen werden.

Dem methodischen Vorgehen ist jedoch vor allem das fünfte Kapitel ‚Pragmatik und pragmatische Stilanalyse‘ gewidmet. Dieses Kapitel führt die RezipientInnen Schritt für Schritt anhand von bestimmten Kriterien (S. 92–93) in die pragmatische Stilanalyse ein, die an zwei illustrativen Texten (‚Aktuelle Erklärung von ADAC Präsi-

¹ Schäfer, Pavla (2013): *Das Potenzial der Vertrauensforschung. Sprachwissenschaftliche Explikation anhand von Texten der Brücke/Most-Stiftung.*

dent Peter Meyer' und ‚Aufklärung wird vorangetrieben: Volkswagen stellt bei internen Untersuchungen Unregelmäßigkeiten bei CO₂-Werten' fest) demonstriert werden, wobei die oben erwähnten Faktoren und die sprachstilistischen Mittel, die sie realisieren (wie z. B. Attribute, Metaphern, Schlüsselwörter, stilistische Markierungen und auffällige Stilmittel, Verben und Funktionsverbgefüge, Zahlen- und Zeittopos u. a. m.) ermittelt werden. Auch die pragmatischen und textaufbauenden Kategorien bleiben nicht außer Acht (Absicht, kommunikatives Ziel, Textsorte, Textdesign usw.).

Die weiteren Kapitel stellen das Phänomen Vertrauen in einen Zusammenhang mit der *Persuasion* (Kapitel 6, wo vor allem auf Werbetexte eingegangen wird), mit der *Kultur* (Kapitel 7, in dem auf die Angemessenheit und normative Erwartungen, aber auch auf die Interkulturalität aufmerksam gemacht wird), mit dem *Gespräch* (Kapitel 8, wo auch auf die mündliche Kommunikation und auf die Problematik des Transkriptes von Gesprächen hingewiesen wird). Das neunte Kapitel (Vertrauen und Diskurs*) beschäftigt sich mit den Möglichkeiten der diskurslinguistischen Analyse zu Vertrauen anhand von verschiedenen Untersuchungskorpora sowie medialen Texten. Wie wichtig die linguistische Vertrauensforschung im und für das Bildungssystem ist, wird im Kapitel 10 (Vertrauen und Bildung*) diskutiert. Schließlich wird die Vertrauensbildung und -förderung auch unter dem sprachkritischen Aspekt betrachtet (Kapitel 11: ‚Vertrauen und Sprachkritik‘). Pavla Schäfer bietet auch in diesem Kapitel interessante Textbeispiele an (z. B. ‚Unwort des Jahres 2015‘), die den Zusammenhang zwischen Angemessenheit und Vertrauenswürdigkeit verdeutlichen sollen.

In der Zusammenfassung (Kapitel 12) werden noch einmal die drei Ziele dieser Publikation übersichtlich dargestellt und außerlinguistische Anwendungsbereiche genannt, „um die interdisziplinäre Bedeutung von Vertrauen zu rekapitulieren und Vernetzungen linguistischer Forschung aufzuzeigen.“ (S. 260).

Abschließend ist darauf hinzuweisen, dass die RezipientInnen mit dieser Publikation nicht nur eine wertvolle theoretische Einführung in die Vertrauensforschung in die Hand bekommen, sondern auch eine Publikation mit einer breiten Skala von verschiedenen Texten, die diese Problematik nicht nur veranschaulichen, sondern auch für konkrete pragmatische Stilanalysen dienen können. Besonders für Studierende (und auch Lehrkräfte in verschiedenen linguistischen Seminaren) gibt es hier viele Anregungen zur Diskussion über das Phänomen Vertrauen und seine sprachstilistische Realisierung (z. B. *Denken Sie an die Situation bei einer Mitfahrgelegenheit* – S. 9, *Diskutieren Sie, welche Aspekte des Vertrauensphänomens aus linguistischer Sicht interessant sind. Wie hängt Vertrauen mit Sprache zusammen?* – S. 17), die in jedem Kapitel vorkommen. Diese Aufgabenstellungen werden zur besseren Orientierung graphisch hervorgehoben. Zur formalen Übersichtlichkeit des Buches tragen auch verschiedene Abbildungen und Tabellen bei.

Der Verfasserin ist es gelungen, eine durchaus fundierte Übersicht der gegenwärtigen Vertrauensforschung aus verschiedenartigen Perspektiven zu liefern. Dies macht die *Linguistische Vertrauensforschung* zu einer anregenden Lektüre für alle, die sich nicht nur für linguistische, sondern auch für übergreifende Fragen der Vertrauensforschung interessieren.

Jiřina MALÁ

Bartoszewicz, Iwona / Szczęq, Joanna / Tworek, Artur (Hrsg.) (2017): Grenzen der Sprache – Grenzen der Sprachwissenschaft I. [Linguistische Treffen in Wrocław, Vol. 13], Wrocław; Dresden: Neisse Verlag. ISSN 2084-3062. 289 S.

Der Band ‚Grenzen der Sprache – Grenzen der Sprachwissenschaft I‘ von Iwona Bartoszewicz, Joanna Szczęq und Artur Tworek, der 2017 veröffentlicht wurde, ist der 13. Band der wissenschaftlichen Zeitschrift ‚Linguistische Treffen in Wrocław‘, die 2006 initiiert wurde. In dem zu besprechenden Werk wird auf die Frage eingegangen, wo die Grenzen der Linguistik liegen. Der Band beginnt mit einem Vorwort der Herausgeber, in dem sie den Schwerpunkt der Publikation umreißen und gleichzeitig zur Diskussion über das Thema *Grenzen der Sprache – Grenzen der Sprachwissenschaft* einladen.

Der erste Beitrag stammt von Piotr Bartelik (Zielona Góra). Der Autor äußert sich zum Thema: ‚Zu den Grenzen der grammatischen (Re)Analyse‘. Das Ziel seiner Studie ist die Aufdeckung und Untersuchung der Grenzbereiche von grammatischer Reanalyse am Beispiel der Belege, die dem über 2,5 Milliarden Tokens umfassenden Korpus des Polnischen entnommen wurden. Der Autor stellt ein Modell einer ausgerichteten Einteilung der transitiven Verben dar, die nach dem Kriterium [\pm Refl] (ggf. [\pm potenziell Refl]) erfolgt.

Der Beitrag von Olena Byelozorova (Charkiw) thematisiert ‚Andeutung als Euphemisierungsstrategie für verbale Tabus‘. Dieser Text wird dem Phänomen der indirekten Kommunikation gewidmet, das sich als eine erfolgreiche Strategie zum Umgehen von verbalen Tabus erweist. Die Autorin erklärt die Termini: „Andeutung“ und „Tabu“ und stellt die meisten mit Tabu belegten Bereiche (*Sexualität, Gewalt, Krankheit, Tod* usw.) dar.

Die Studie von Irina Chernenok und Elena Gordeeva (Kaliningrad) wurde dem Thema ‚Erkenntnistheoretische Fachsprache: Möglichkeiten und Grenzen des Übersetzens‘ gewidmet. Die Autorinnen versuchen, die Grenze der Übersetzbarkeit im Bereich der Fachsprachen von einem interdisziplinären Standpunkt aus zu betrachten. Dazu benutzen sie den philosophischen Schlüsselbegriff „Erkenntnis“ als ein anschauliches Beispiel. Im Weiteren werden theoretisch-methodische Voraussetzungen prä-

sentiert. Im Lichte dessen wird auf übersetzungsrelevante Darstellung des Konzeptes *Erkenntnis* eingegangen, was einige Schlussfolgerungen zur Frage der Übersetzbarkeit ziehen lässt.

Mit dem Thema ‚Grenzen der Sprachen und Grenzen der Sprachwissenschaft in der Ökoluistik‘ beschäftigt sich Federico Collaoni (Udine). Der Autor stellt die Entstehung, die Entwicklung und den aktuellen Stand der Ökoluistik vor und versucht die Frage zu beantworten, inwieweit sich die ökoluistische Forschung mit Sprachgrenzen befasst und mehrere transdisziplinäre Verbindungen damit fördert, wobei bestimmte Grenzen der Sprachwissenschaft überschritten werden. Es wird auf solche Begriffe wie „Ökoluistik“, „Ökologie der Sprachen“, „ökologische Linguistik“, „Autoökologie“ und „Synökologie“ eingegangen. Anhand dessen wird die Ökologie der Sprachen besprochen, wo im Lichte der angeführten Definitionen die Begriffe „Grenze“ und „Grenzüberschreitung“ beobachtet werden. Der Autor bringt auch die Entwicklung in der Ökologie und in der Linguistik in den Jahren 1970–1990 und das Wesen der ökologischen Linguistik näher.

Der nächste Beitrag von Anna Dargiewicz (Olsztyn) behandelt das Thema: ‚Wörter ohne Grenzen. Zur Form und Funktion der Komposita in den Presseartikelüberschriften am Beispiel der Online-Ausgabe der Wochenzeitung „Die Zeit“‘. Die Autorin konzentriert sich auf die Überschriftenzusammensetzungen im Kontext der Grenze und geht auf solche Aspekte ein, wie Ausbaugrenze und inhaltliche Grenzen der Komposita. Im Beitrag werden folgende Aspekte der Überschriftenkomposita besprochen: Zahl der Kompositabestandteile, darunter zweigliedrige oder mehrgliedrige Korpuskomposita, Bindestrich als Gliederungskomponente und Form des Bestimmungswort (d. h. Eigenname als erste Konstituente, Phrase / Phrase mit Ziffer / Buchstabenkurzwort / Pronomen als Bestimmungswörter, Form des Grundwortes, Präposition / Buchstabenkurzwort als Grundwörter, fremde Bestandteile der Komposita. Die Untersuchungsergebnisse sollten das bestätigen, dass man die Komposita im Kontext der Grenze gut betrachten kann.

Der Titel der Studie von Justyna Dolińska (Katowice) lautet: ‚Zur lokalen Modifikation der Verben‘. Am Anfang des Beitrags stellt die Autorin die terminologische Vielfalt in dem von ihr untersuchten Bereich dar und erklärt, was sie unter den Begriffen „Partikelverben“ und „Präfixverben“ versteht. Dolińska geht auch auf die Eigenschaften der Präfix- und Partikelverben ein und bespricht die zwischen ihnen vorkommenden Unterschiede.

Der Beitrag von Krzysztof Huszcza (Wrocław) wird der folgenden Problematik gewidmet: ‚Literatur grenzenlos. Zur überregionalen Entwicklung der niederösterreichischen Zeitschrift „Podium“‘. Der Schwerpunkt des Beitrags ist der Aspekt der Begründung der Entwicklung von Literatur aus der Perspektive gesellschaftlicher und historisch-politischer Veränderungen. Das Hauptziel der Studie ist zu beweisen, dass die breit verstandene Förde-

rung von Kultur und Literatur auch auf regionaler Ebene grenzüberschreitend wirken kann. Ein Paradebeispiel dafür ist das 1986 herausgegebene ‚Podium‘ (Heft Nr. 60), in dem Gedichte und Kurzprosa von Autoren aus Österreich vorhanden sind, darunter u. a. auch der polnischen Nobelpreisträgerin Wisława Szymborska.

Der folgende Beitrag wurde von Mariusz Jakosz (Katowice) zum Thema: ‚Ironie als Ausdrucksmittel des Bewertens im deutschen Online-Diskurs‘ verfasst. Die Ironie wurde in dieser Arbeit als ein komplexes sprachliches Phänomen verstanden, als eine kommunikative Strategie, mit der in Bezug auf ihre evaluative Leistung die Kritik implizit ausgedrückt wird. Jakosz fängt mit der Einführung in das Thema *Bewerten* an und bespricht danach das Wesen der Ironie. Darunter werden u. a. Beziehungskonstellationen oder sprachliche Ebenen präsentiert, auf denen Ironiemittel identifiziert werden. Im weiteren Teil stellt der Autor das Untersuchungskorpus dar, in dem das Bewerten durch Ironisieren zu finden ist. Danach folgen die Analyse der medialen Berichte und Internetkommentare sowie Analyse der Internet-Memes.

Berit Jany (Boulder) thematisiert ‚Interimssprache und das Bewusstmachen von Sprachfähigkeit: Eine Studie zu elektronischen Fremdsprachenportfolios in DaF-Anfängerkursen‘. Der Beitrag wird dem Bewusstmachen von Sprachfähigkeit und Sprachfreude bzw. das Reflektieren über eigenen Spracherwerb gewidmet. Es wird ein konkretes Beispiel der Umsetzung eines Portfolioprotokoll präsentiert, das an die Situation und an die Bedürfnisse der erwachsenen Lernenden in Anfängerkursen angepasst wird. Die Autorin beginnt mit der Klärung der Begriffe „Interimssprache“, „Motivation“ und „Lernvergnügen“. Es werden elektronische Fremdsprachenportfolios dargestellt und beschrieben. Im Weiteren präsentiert die Autorin das Portfolioprotokoll für DaF-Anfängerkurse.

‚Liegt die Pragmatik in den Grenzen der Sprachwissenschaft?‘ Mit dieser Frage beschäftigt sich Elizaveta Kotorova (Zielona Góra). Am Anfang wird auf den Begriff der „Pragmatik“ eingegangen und es werden die Beziehungen zwischen Pragmatik und Linguistik dargestellt. Im Lichte der Interpretationsmöglichkeiten dieser Beziehungen stellt die Autorin die Pragmatik als Teildisziplin der Sprachwissenschaft vor. Im Weiteren wurde die Pragmatik als Komponente einer Teildisziplin der Linguistik betrachtet, wobei auf Textlinguistik und Semantik eingegangen wird. Aus der durchgeführten Analyse lassen sich Schlussfolgerungen zur Stellung der Pragmatik im Rahmen der Sprachwissenschaft ziehen.

Piotr Kryckis (Zielona Góra) Beitrag wird dem Thema: ‚Grenzen der sozialen Systeme – Grenzen der Kommunikation?‘ gewidmet. Der Autor erklärt den Begriff der „Kommunikation“ und das aufgrund der Tatsache, dass die Kommunikation soziale Systeme schafft (und umgekehrt), geht er auf das Wesen der sozialen Systeme ein. Im folgenden Teil des Artikels erklärt der Autor das Verhältnis zwischen sozialen Systemen und Kommunikation. Danach wird das soziale System mit dem

Kommunikationsbereich konfrontiert. Schließlich werden folgende Termini behandelt: „strukturelle Kopplung“ und „Kopplung der Systeme durch Texte“.

Im nächsten Beitrag äußert sich Jolanta Mazurkiewicz-Sokołowska (Szczecin) ‚Zu den Bestimmungsmöglichkeiten der individuell-subjektiven Bedeutungsanteile‘. Die individuell-subjektiven Anteile der Bedeutung werden hier aus der kognitionslinguistischen Sicht betrachtet. Die Autorin konzentriert sich auf prozessuale Dimension der Bedeutung samt den Konzeptualisierungs- und Bildungsprozessen. Berücksichtigt wird dabei die dynamische intra- und intersubjektive Veränderlichkeit dieser Prozesse. Im weiteren Teil werden solche Aspekte wie das Konzept der verkörperten und erfahrungsbasierten Kognition und die Bedeutung als Ausprägung bestimmter Erfahrungsqualitäten behandelt. Es wird auch auf Selbsteinsicht, die in der kognitiven Linguistik auch erfolgreich eingesetzt wird, und Heterophänomenologie, die eine allgemeinere Version der Introspektion darstellt, eingegangen. Danach geht die Autorin zur kognitionslinguistischen Relevanz der individuell-subjektiven Bedeutungsinhalte über.

Der nächste Beitrag von Attila Mészáros (Komárno) behandelt das Thema ‚Die schaffen das. Möglichkeiten einer vergleichenden linguistischen Diskursanalyse am Beispiel der deutschen und der slowakischen Flüchtlingsdebatte‘. Im Lichte der Flüchtlingsdebatten in Deutschland und in der Slowakei scheint es nicht die Darstellung der empirischen Ergebnisse der Schwerpunkt dieses Beitrags zu sein, sondern das Aufzeigen einiger Verfahren, die die kommunikativen Strategien der Akteure transparent machen sollen und wie sie auf die Welt referieren. Der Autor stellt am Anfang theoretische Bemerkungen dar. Darunter werden folgende Aspekte beschrieben: Sprache und Wissen, Öffentlichkeit als diskursiver Raum und agonale Zentren im Vergleich mit Topoi. Am Beispiel von 599 deutschen und 533 slowakischen Presstexten werden die einzelnen Schritte der sprachwissenschaftlichen Diskursanalyse aufgrund des eingeführten theoretischen Hintergrunds präsentiert. Die Bereiche der Forschung umfassen die Wortschatz-, Argumentations- und Netzwerkanalyse.

Im nächsten Beitrag fokussiert Renata Nadobnik (Gorzów Wielkopolski) auf ‚Die Aussagekraft der Bilder in deutsch-polnischen Sprachführern‘. Der Text handelt von Werken, die für deutsche Benutzer gewählt wurden und die Kommunikation in einem fremden Land unterstützen sollten. Die Verfasserin konzentriert sich auf bildliche Ressourcen in deutsch-polnischen Sprachführern. Darüber hinaus geht die Autorin auf Begriffe ‚Visualisierung‘ und ‚Kommunikation‘ ein und weist auf verschiedene visuelle Elemente hin, die in deutsch-polnischen Sprachführern vorkommen.

Die Studie von Gabriela Nitka (Rzeszów) behandelt das Thema: ‚Entwicklung der gemeinsamen Bezugsebene in polnischen Gesetztexten realisiert durch den Einsatz des demonstrativen Determinative *taki sam* (dt. ‚der gleiche‘)‘. Die Autorin versucht die zwei folgenden Fragen zu

beantworten: Welche Art der Referenzbezüge konstruiert das demonstrative Determinativ *taki sam* bei der Entwicklung der informationsstrukturellen Zusammenhänge in den Vorschriften der polnischen Gesetzbücher? Welche fachspezifisch motivierten Funktionen üben derartige Bezüge auf der Ebene des herangezogenen Fachtextes aus? Im Folgenden führt die Autorin eine informationsstrukturell motivierte Analyse des demonstrativen Determinativs *taki sam* in den polnischen Gesetztexten durch.

Der nächste Beitrag von Roman Opiłowski (Wrocław) umfasst das Thema: ‚Forschungsfelder der Medienlinguistik und neue Herausforderung für Medienlinguistik 3.0‘. Am Anfang stellt Opiłowski bisherige Aufgaben der Medienlinguistik dar. In der Arbeit werden solche Begriffe erklärt wie: ‚journalistische Kultur‘, ‚journalistisches Handeln‘, ‚journalistische Kommunikationsformen und Textsorten‘, ‚kontrastive Textologie‘, ‚Korpuslinguistik‘, ‚Diskursanalyse‘, ‚funktionale Linguistik‘, ‚Inhaltsanalyse‘, ‚diachronischer Textsortenwandel‘, ‚Multimodalität‘. Darüber hinaus wird auf die Grundmerkmale des Web 3.0 und deren verschiedene Ebene eingegangen. Der Autor stellt dann die neuen Herausforderungen für die Medienlinguistik 3.0 dar, die man aufgrund der Internetkommunikation 3.0 formulieren kann.

‚Selbstdarstellung auf Twitter als Bestandteil einer Online-Identität und Kommunikationshandlung‘ ist das Thema des Beitrags von Paweł Rybszleger (Poznań). Der Verfasser geht auf die Begriffe ‚Kommunikation‘ und ‚Technik‘ in Bezug auf Twitter ein. Darüber hinaus betrachtet er Twitter als ein multimodales Diskursnetzwerk und die Selbstdarstellung auf Twitter als einen Teil des Identitätsmanagements. Es wird danach das Selbstdarstellungsmodul auf Twitter entwickelt. Im Weiteren werden die sprachlichen und nicht-sprachlichen Elemente und Positionierung der Online-Identität konfrontiert. Darunter werden Profilfotos, Header-Bild, textuelle und visuelle Elemente im Selbstdarstellungsmodus beschrieben.

Der nächste Beitrag von Monika Schönherr (Zielona Góra) ist zum Thema: ‚Meinungsbekundungen in akademischen Texten polnischer Studierender: Defizite, Schwierigkeiten, Optimierungsstrategien‘. Der Schwerpunkt dieses Beitrags sind die wissenschaftliche Textkompetenz und besonders die Schreibkompetenzen polnischer Germanistikstudenten. Die Autorin bringt den Lesern fremdsprachliche (Studenten-)Texte als Forschungsobjekt näher. Sie konzentriert sich dabei auf Subjektivität und Subjektivitätstabu in der Wissenschaft. Die Ergebnisse der Korpusanalyse werden in verschiedene Gruppen unterteilt, z. B.: Meinungsbekundungen mittels metakommunikativer Wortgruppen von Typ *Meines Erachtens* oder mittels epistemischer *Verba sentiendi*. Es werden auch deskriptiv-explikative Formulierungen dargestellt und beschrieben. Zum Schluss wird auf didaktische Verwertbarkeit der Korpusergebnisse eingegangen.

Der Beitrag von Janusz Stopyra (Wrocław) wird dem Thema: ‚Grenzen für die Produktivität von Wort-

bilungsmustern (anhand von „Grenzfällen morphologischer Einheiten“ von Nanna Fuhrhop) gewidmet. Der Autor thematisiert negativ formulierte Restriktionen, die neben den positiv formulierten Wortbildungsregeln vorkommen. Am Anfang wird auf allgemeine Bildungsbeschränkungen eingegangen. Danach stellt der Autor die Bildungsbeschränkungen von Fuhrhop (1998) dar. An zahlreichen Beispielen für restriktive Wortbildungsregeln werden relevante Bemerkungen präsentiert.

Die Studie von Grażyna Strzelecka (Warszawa) thematisiert die folgende Problematik: ‚Zur Wirtschaftssprache des ausgehenden 19. Jahrhunderts – Bezeichnungen aus dem Bereich „Arbeit und Soziales in ausgewählten Pressezitaten‘. Die Autorin beginnt mit der geschichtlichen Einleitung in die Welt der Arbeit. Im Beitrag werden ausgewählte Zitate aus der Wirtschaftspresse des 19. Jahrhunderts mit den Ausdrücken aus dem sozialen Bereich vom Ende des 20. Jahrhunderts verglichen. Das zu analysierende Material ist in thematische Bereiche unterteilt. Das Ziel ist, die Wirtschaftssprache damaliger Zeiten festzuhalten und sie unter semantischem Gesichtspunkt zu analysieren, um sprachliche Phänomene verstehen zu können.

Hanna Stypa (Wrocław) behandelt das Thema: ‚Zum Wortschatz der Computerspieler in ihrer Chat-Kommunikation‘. Der Schwerpunkt des Beitrags ist eine besondere Sprachvarietät, nämlich Computerspieler- oder Gamejargon. Die Autorin stellt eine kurze Geschichte der Computerspiele dar und betrachtet sie als Massenphänomen. Stypa präsentiert auch diverse Computerspiele-Genres. Danach wird auf den Begriff der Chat-Kommunikation eingegangen. Die Beispiele stammen aus folgenden Computerspielen: *Call of Duty 4: Modern Warfare*, *Metin2* und *League of Legends*. Die Autorin untersucht solche Aspekte des Gamejargons wie *Anglizismen*, *Abkürzungen* und *Kurzwörter* und *beleidigenden Wortschatz*.

Der Titel des Beitrags von Markéta Valícková (Brno) lautet: ‚Möglichkeiten der korpusbasierten sprachwissenschaftlichen Analyse. Am Beispiel der Konstruktionen mit lassen‘. Im Beitrag werden praktische Bedeutung der Korpuslinguistik und ihrer Methoden für die Sprachwissenschaft am Beispiel der konkreten Analyse der deutsch-tschechischen Übersetzungsäquivalente des Verbs *lassen* diskutiert. Im Fokus der Untersuchung steht vor allem die Idiomatik dieser Konstruktionen. Die Autorin weist

zuerst auf Möglichkeiten der sprachlichen Datenerhebung hin und stellt die Applikationsbereiche der Korpora dar.

‚Beteiligungsrollen und deren Einfluss auf den Sprecherwechsel in den deutschen und lettischen politischen Fernsehtalkshows‘ ist das Thema des Beitrags von Jūlija Zālīte (Rīga). Der Zweck der Arbeit ist die Beschreibung des Sprecherwechsels in unterschiedlichen Situationen unter verschiedenen Gästen. Laut Autorin ist es dabei wichtig festzuhalten, wie der Bekanntheitsgrad der Beteiligten den Diskussionsverlauf beeinflusst und ob darin kulturelle Unterschiede oder Gemeinsamkeiten eine wichtige Rolle spielen. Das Untersuchungsmaterial sind zwei Sendungen des politischen Talkshowformates ‚Hart aber fair‘ und ‚Kas notiek Latvija?‘, die Finanzkrise 2008 thematisieren.

Tadeusz Zuchewicz (Zielona Góra) beschäftigt sich mit dem Thema: ‚Schriftliches Problemlösen im Germanistikstudium: Schreiben nach Gefühl oder nach Modell?‘. Der Autor bespricht solche Probleme, die beim Verfassen einer schriftlichen Arbeit (z. B.: Bachelor- oder Masterarbeit) vorkommen, wie z. B.: erworbene Fähigkeiten und Routinen im muttersprachlichen Schreiben, grammatische Korrektheit oder mangelnde Lese- und Schreibkompetenzen. Dafür schlägt Zuchewicz ein bestimmtes Handeln vor, um diese Probleme zu lösen. Es werden auch unterschiedliche Modelle für komplexe Phänomene entworfen und der Autor stellt das Modell von Hayes/Flower (1980) dar, das aufgrund der interdisziplinär gewonnenen Ergebnisse entwickelt wurde. Im Beitrag werden auch Aktivitäten präsentiert, die vor dem Schreiben erfüllt werden sollten, und solche, die man nach dem Schreiben tun soll.

Der besprochene Band enthält 24 Texte, die diverse Probleme, Fragen und Untersuchungen im Bereich der Linguistik präsentieren. Das Rahmenthema dieses Bandes hat ein großes Interesse bei Forschern gefunden. In den dargelegten linguistischen Analysen werden neue Forschungsperspektiven gezeigt. Auf jeden Fall kann man feststellen, dass die besprochenen Beiträge die Grenzen der Sprachwissenschaft überschritten und gleichzeitig neue Forschungsfelder eröffnet haben. Dabei bleibt es darauf zu zählen, dass die Grenzen weiter überschritten werden und diese Problematik immer weiter erforscht wird.

Krystian SUCHORAB

Autorenverzeichnis

Mgr. Karl-Heinz GMEHLING, M. A.
UJEP Ústí nad Labem
Rosenstraße 13
DE-92690 Pressath
E-Mail: kgmehling@yahoo.de

doc. PhDr. Jiřina MALÁ, CSc.
Institut für Germanistik, Nordistik und Niederlandistik
Filozofická fakulta Masarykovy univerzity
Arne Nováka 1
CZ-602 00 Brno
E-Mail: jimala@phil.muni.cz

Prof. PhDr. Libuše SPÁČILOVÁ, Dr.
Palacký-Universität Olomouc
Philosophische Fakultät
Lehrstuhl für Germanistik
Křížkovského 10
CZ-771 80 Olomouc
E-Mail: libuse.spacilova@upol.cz

PhDr. Irena ŠEBESTOVÁ, CSc.
Ostravská univerzita
Filozofická fakulta
Katedra germanistiky
Reální 5
CZ-701 03 Ostrava
E-Mail: Irena.Sebestova@osu.cz

Prof. em. Dr. DDDDr.h.c. Norbert Richard WOLF
Universität Würzburg
Institut für deutsche Philologie
Am Hubland
DE-97074 Würzburg
E-Mail: nrwolf@t-online.de

doc. Mgr. Ján JAMBOR, PhD.
Inštitút germanistiky
Filozofická fakulta
Prešovská univerzita v Prešove
17. novembra 1
SK-080 01 Prešov
E-Mail: jan.jambor@unipo.sk

Dr. Dario MARIĆ
Filozofski fakultet Univerziteta u Sarajevu
Franje Račkog 1
BA-71000 Sarajevo
E-Mail: dario.maric@ff.unsa.ba

Krystian SUCHORAB,
Universität Wrocław
Instytut Filologii Germańskiej
Pl. Nankiera 15b
PL-50-140 Wrocław
E-Mail: 273098@uwr.edu.pl

Monika WOLF, M.A.
11 rue Charles Bacqué
FR-32600 L'Isle-Jourdain
E-Mail: Monika_Wolf@t-online.de

ACTA FACULTATIS PHILOSOPHICAE
UNIVERSITATIS OSTRAVIENSIS

STUDIA GERMANISTICA

Nr. 23/2018

Vydala Ostravská univerzita
Dvořákova 7, 701 03 Ostrava

Adresa redakce/

Adresse der Redaktion: Katedra germanistiky
Filozofická fakulta
Ostravská univerzita
Reální 3
CZ-701 03 Ostrava
e-mail: lenka.vankova@osu.cz

Příspěvky/Beiträge: studiagermanistica@osu.cz

Objednávka/Bestellung: Univerzitní knihkupectví OU
Ostravská univerzita
Mlýnská 5
CZ-701 03 Ostrava
e-mail: univerzitni.knihkupectvi@osu.cz

Informace o předplatném časopisu jsou dostupné na adrese/
Informationen zum Abonnement sind unter periodika.osu.cz/studiagermanistica zu finden.

Pokyny k formátování/
Formatierungshinweise:

periodika.osu.cz/studiagermanistica/dok/formatierungshinweise.pdf

Technická redakce/

Technische Redaktion: Mgr. Martin Mostýn, Ph.D.

Kamila Brychtová

Obálka/Umschlag:

Mgr. Tomáš Rucki

Počet stran/Seitenzahl:

100

Tisk/Druck:

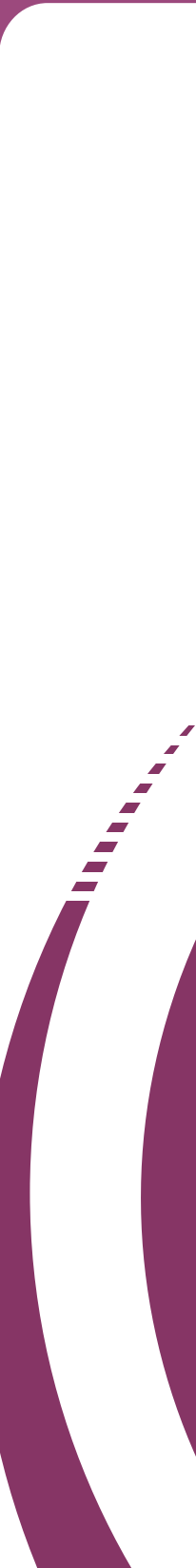
ASTRON studio CZ, a. s., Veselská 699, 199 00 Praha 9

Místo vydání/Ort:

Ostrava

Informace o nabídce titulů vydaných Ostravskou univerzitou: knihkupectvi.osu.cz

Reg. č. MK ČR E 18718
ISSN 1803-408X



ISSN 1803-408X

